FREIE Welt
37/77 PREIS 0,50 M

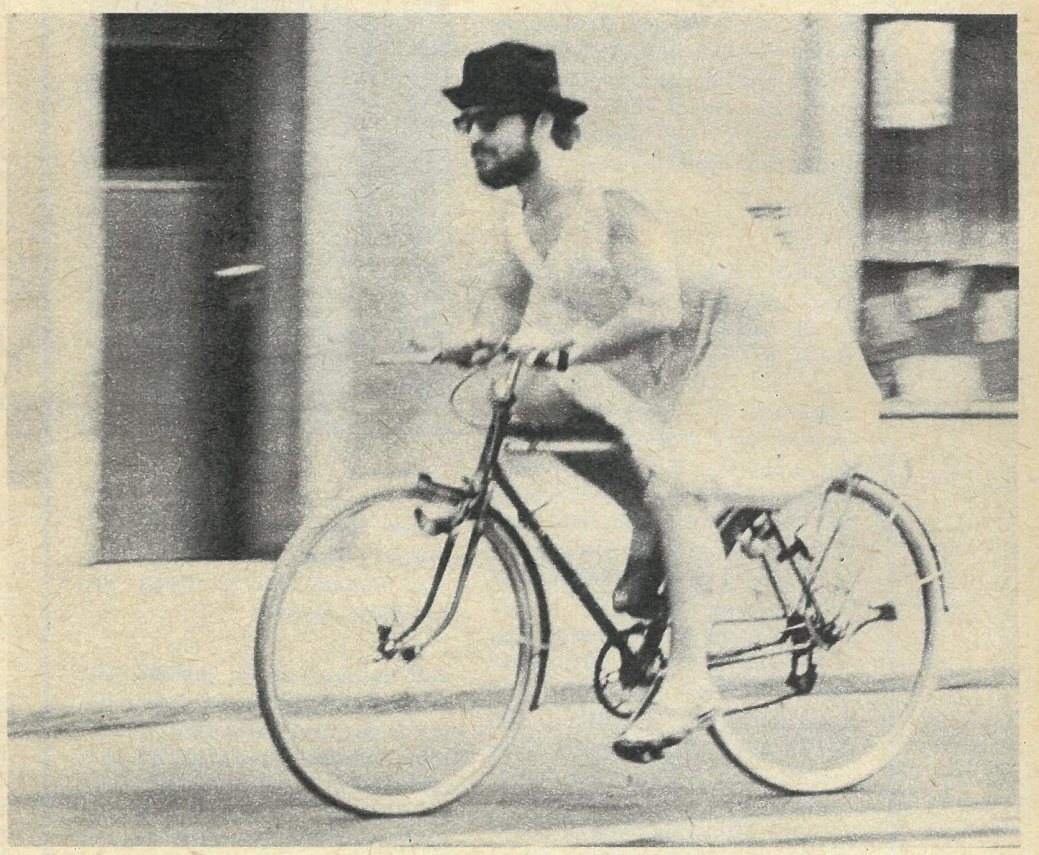
Bukarest in diesem Sommer

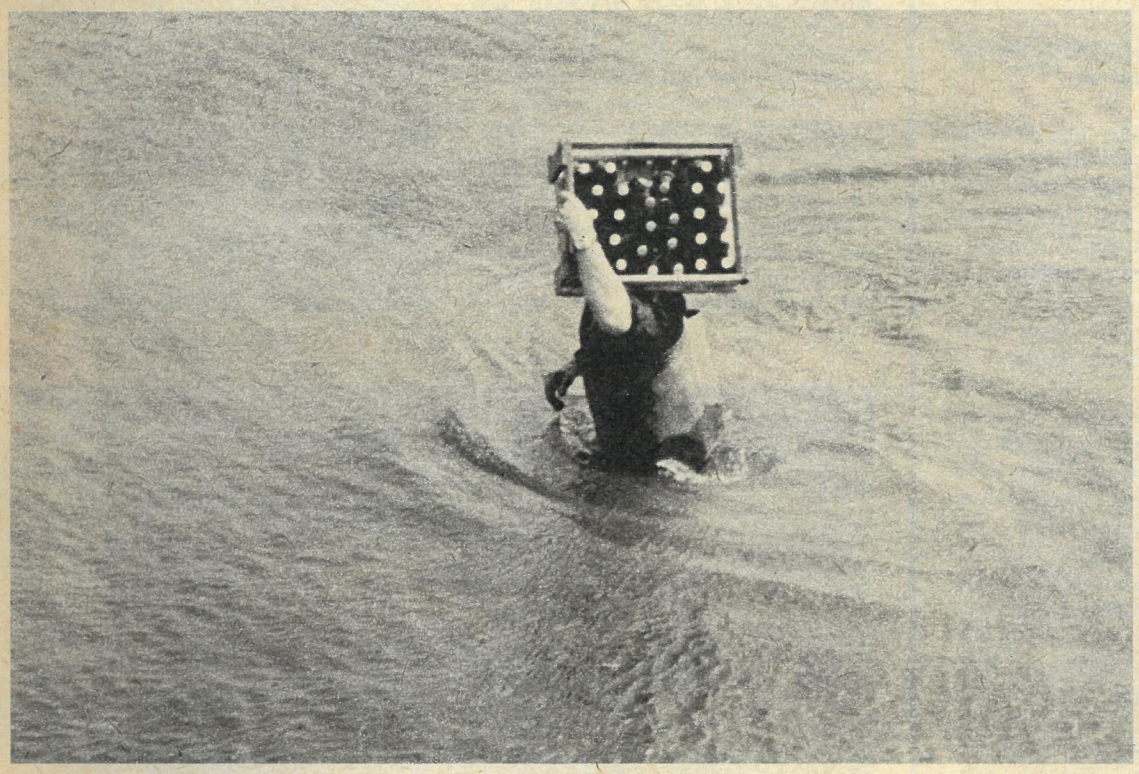
150 Tage nach dem Erdbeben waren wir in der rumänischen Hauptstadt (Seiten 36 bis 39)

Der Feuerkopf von Petrograd

Beginn einer neuen FREIE WELT-Serie (Seiten 22/23)

Zu Lande, zu Wasser und in der Luft

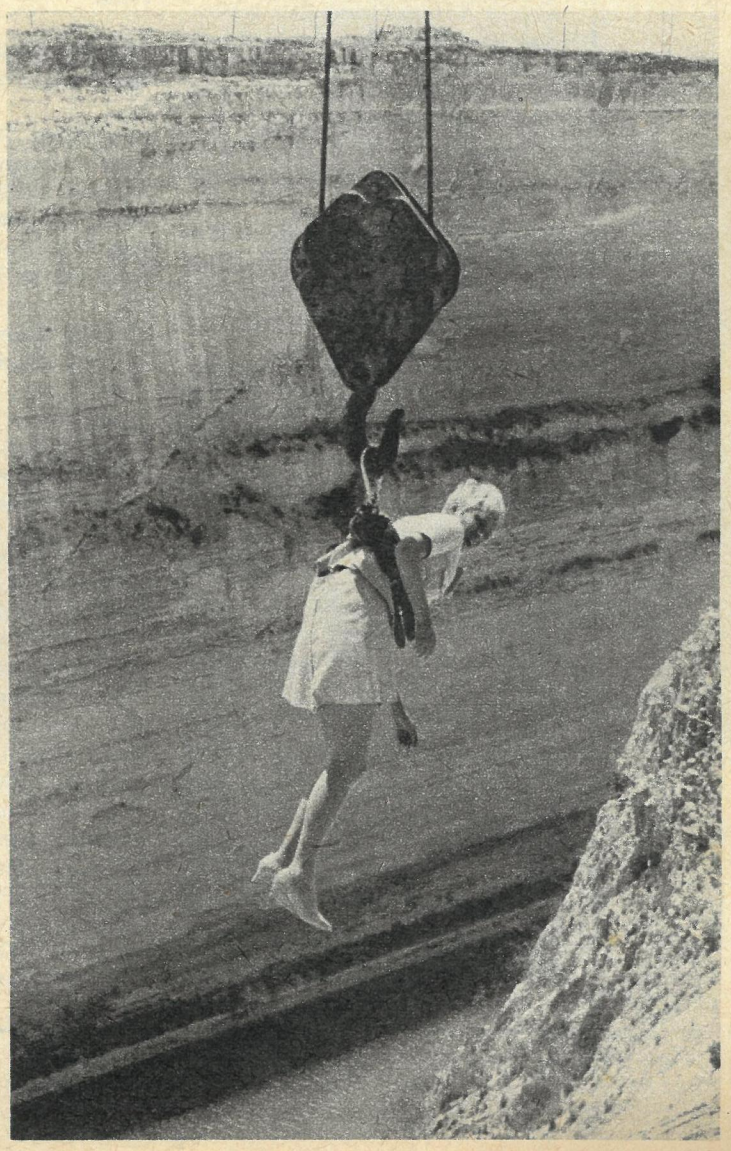




. . . gibt es so mancherlei Transportprobleme. Transport ist vielgestaltig und kompliziert. Im Kleinen schon – aber wie erst im Großen. Wie wird unsere Gesellschaft mit der Transportlawine zu Lande, zu Wasser und in der Luft fertig? Darauf antwortet der RGW-Transport-Report. Diese neue FW-Serie beginnt in der heutigen Ausgabe auf den Seiten 14 bis 19.

TRANS-PORT-REPORT

TEIL 1



Aus erster Hand ▸

Buchmesse an der Moskwa

Soeben wurde auf dem Gelände der sowjetischen Volkswirtschafts-Ausstellung in Moskau die I. Internationale Buchmesse eröffnet. FREIE WELT-Korrespondentin Lisa Klutschewskaja sprach mit Generaldirektor I. Torjusew:

Genosse Torjusew, welche Überlegungen führten zu dem Beschluß, eine internationale Buchmesse in Moskau durchzuführen?

Zunächst die Vorgeschichte: In Moskau sind bisher drei große internationale Buchausstellungen gezeigt worden, zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution 1967, zum 100. Geburtstag W. I. Lenins und 1975 zum Jahr des Buches. Die ausländischen Besucher dieser letzten Ausstellung stimmten darin überein, daß eine internationale Buchmesse in Moskau alle Voraussetzungen hätte. Die UdSSR war 1973 der Genfer Konvention zum Schutze der Autorenrechte beigetreten. Die Ergebnisse der Konferenz von Helsinki schufen eine Atmosphäre allgemeiner Aufgeschlossenheit gegenüber dem Sinn und Zweck dieser internationalen Buchmesse. Die Mehrzahl der Verlage in aller Welt kann sich der Losung anschließen: Das Buch im Dienste des Friedens und des Fortschritts.

Einige Presseorgane in den USA bezeichneten die Teilnahme amerikanischer Verlage an der Moskauer Messe als Verrat an der Presse- und Gedankenfreiheit. Was können Sie zu dieser Behauptung sagen?

Auf unserer Messe können alle Verlage die Bücher ausstellen, die sie zeigen und verkaufen wollen. Publikationen allerdings, die den Krieg, den Faschismus und Rassismus und die Pornographie propagieren, finden hier keinen Platz.

Wieviel Länder, wieviel Verlage stellen in Moskau aus?

Rund 1300 Verlage aus 60 Ländern nehmen an dieser Messe teil. Die UdSSR ist mit 200 Verlagen vertreten. Die DDR ist mit 4000 Exponanten aus 75 Verlagen einer der größten Aussteller.

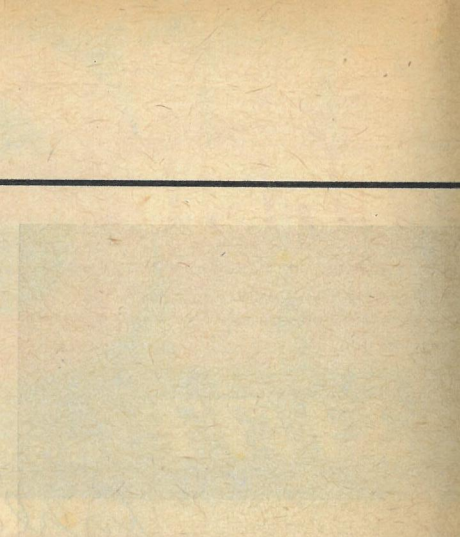
Welchen Zweck soll diese internationale Buchmesse erfüllen?

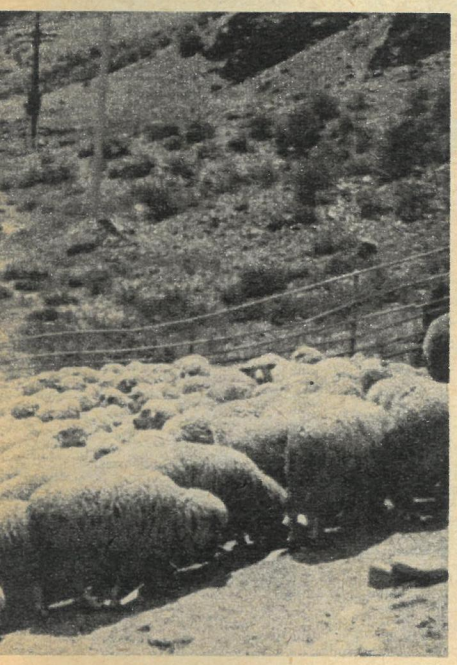
Kontakte zu knüpfen, Verträge abzuschließen. Wir wollen Bücher kaufen und verkaufen. Wir wollen Autorenrechte erwerben und bieten durch die sowjetische Urheberrechtsgesellschaft WAAP sowjetische Autorenrechte an. Die MESHDUNARODNAJA KNIGA und die WAAP wickeln alle Geschäfte für die UdSSR ab. Über diese ökonomischen Beziehungen hinaus hat die I. Internationale Buchmesse in Moskau selbstverständlich auch das Ziel, den kulturellen Austausch und die internationale Verständigung zu vertiefen. In dieser Hinsicht gibt es ein großes Programm, das von Begegnungen und Rund-Tisch-Gesprächen bis zu zahlreichen kulturellen Veranstaltungen reicht.

Wuschelweich ▸

Das vierbeinige Wunder

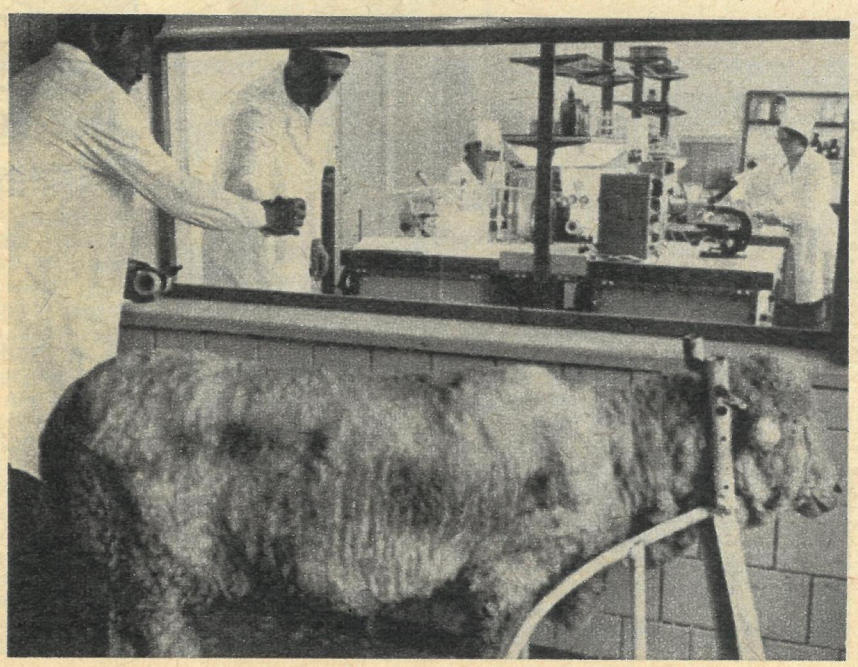
Hunderte Briefe und Anfragen aus aller Welt erreichten die Schafzüchter Kirgisiens in den letzten Jahren. Was hat es — so will man wissen — mit dem „kirgisischen Wunder" auf sich? Wer von Schafherden liest, denkt an Idylle, an Osterlämmer, an flauschig weiche Wolle. Ein Geschenk der Natur. Aber so leicht schenkt selbst die Natur nichts. Man muß es ihr oft genug abringen, mit Arbeit, mit Klugheit. Und so ist auch Schaf durchaus nicht immer gleich Schaf. Nicht einmal für Züchter im kirgisischen Alatau, die wahrhaftig eine Menge von diesem Geschäft verstehen. Seit Jahrhunderten fraß sich das kirgisische Fettschwanzschaf durch die Hochalmen dieser Gegend. Es lieferte eine grobe Wolle. Die nomadisierenden Kirgisen fertigten daraus ihre Bekleidung, bestritten mit seinem Fleisch einen großen Teil ihrer Nahrung und verwendeten seine Haut als Baumaterial für die traditionellen Wohnstätten — die Jurten. Inzwischen sind die einstigen Nomaden seßhaft geworden. Die Fleisch- und Wollproduktion ihrer riesigen Schafherden — in den letzten 15 Jahren erhöhte sich der Schafbestand Kirgisiens auf 10 Millionen Stück — bildet einen wesentlichen Bestandteil der Volkswirtschaft. Die sehr grobe Wolle und die minimale Leistung von anderthalb bis zwei Kilogramm je Schaf erwiesen sich jedoch angesichts der sich ständig vergrößernden Wirtschaften und der damit verbundenen großen materiellen Aufwendungen immer mehr als unrentabel. Der Ruf nach einer produktiveren als der bisher dort einheimischen Schafrasse wurde laut. Die geforderten Eigenschaften: gute Wolle, ausgezeichnetes Fleisch, eine den Bedingungen des Hochgebirges entsprechende Widerstandsfähigkeit. Seit zwei Jahrzehnten nun gibt es





diese bisher nicht existierende Rasse, das Kirgisische Feinwollschaf. Eine Züchtung, die sehr rasch die Aufmerksamkeit zahlreicher Fachleute von Ungarn bis Australien auf sich zog. Das Durchschnittsgewicht dieses Schafes beträgt 120 Kilogramm. Und was das Wichtigste ist, es liefert 13 Kilogramm hochwertiger Wolle. An Widerstandsfähigkeit steht es seinen Vorgängern in keiner Weise nach. Ein vierbeiniges Wunder, und eines, das sich auszahlt dazu. Und wer um die Idylle bangt, sei getröstet: Sie ist trotz der industriemäßigen Schafzucht nicht verschwunden.

A. Suknjewitsch/APN



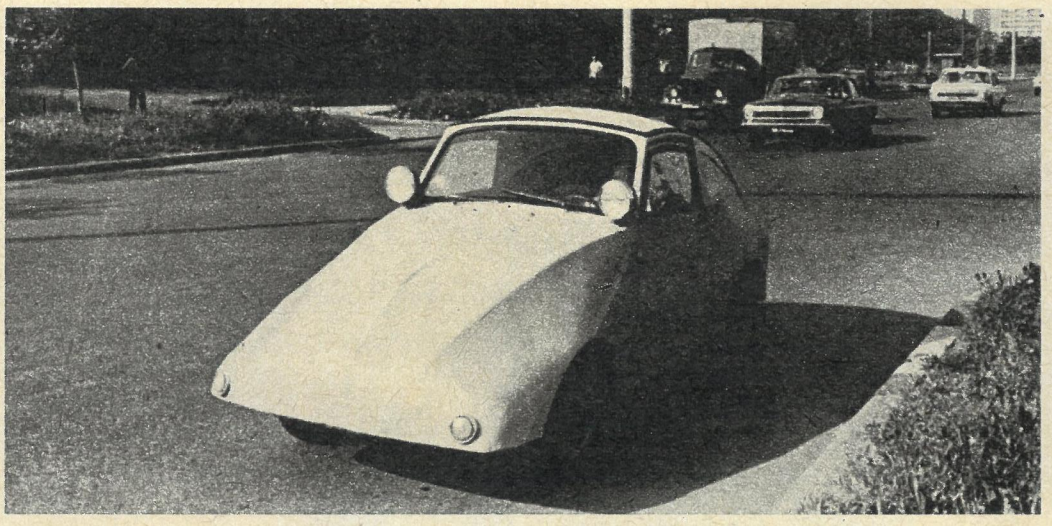
Redaktion: B. Schablinski, H. Goldschmidt; Fotos: A. Badaljan, W. Budan, ZB, APN, T. Leher, Gende-Rothe, L. Pachomow, B. Korsin, W. Koschewoi, J. Moll, A. Paszkowiak; Vignette: D. Schüler

Baustart: An der Donau-Mündung entsteht gegenwärtig der erste sowjetische Großhafen für Leichter. Die flach-

Moskauer Eigenbau

„Mikro-175"

So heißt das originelle Gefährt, das der Automechaniker Juri Beloussow konstruierte, der seit Jahren der Sektion Kleinstwagen des Moskauer Automobilklubs angehört. In dieser Zeit schuf er bereits 6 fahrtüchtige Modelle. „Mikro-175" fährt mit einem Planeta-Kraftrad-Motor, wiegt nur 450 Kilogramm und entwickelt eine Geschwindigkeit von 85 km/h.



Tendenz

Sportlich

. . . kleidsam und sehr modisch im Schnitt sind diese beiden Sommerkleider aus der Kollektion des Jerewaner „Hauses der Modelle". Elemente des sportlichen Stils spielen auch bei den Vorschlägen der armenischen Modeschöpfer für den kommenden Winter und die Sommersaison 1978 eine wesentliche Rolle. Weit über 200 Modelle des Hauses nahmen die Konfektionsbetriebe der Republik in diesem Jahr in ihre Produktionspalette auf.

Wie war's in

Prag?

Großstädtisch. Ein brodelnder, fast chaotischer Verkehr. Ein Grund: umfangreiche Restaurierungen und damit Straßensperrungen. Wo die Gerüste gefallen sind, ist es nicht zu übersehen: Prag wird goldener als je zuvor. Wir, Karl-Heinz Eyermann, Alfred Paszkowiak und ich waren mit von der Partie, erfuhren viel und am Rande, daß der Chefredakteur unserer Partnerzeitung jenes Prag-Bild aus seinem Bürofenster sieht, das auf dem 100-Kronen-Schein abgebildet ist. Näheres demnächst.

Axel Oelschlegel, Reporter

Vietnam baut auf

Die Vierte zum 60.

Montagemeister Serkow aus Nowotscherkask, Chefingenieur Ljastschuk von „Elektosila" aus Leningrad und der vietnamesische Ingenieur Van Wan Ty bei der Turbinenmontage im Wärmekraftwerk Uongbi. Das 2000 Mann-Kollektiv des mit sowjetischer Hilfe entstehenden Betriebes will noch in diesem Monat die vierte Aufbaustufe zu Ehren der Oktoberfeierlichkeiten fertigstellen.

Neu im DDR-Fernsehen

„Der verrückte Erfinder"

Konstantin Ziolkowski, der „Vater der Raumfahrt" (rechts: WilhelmKoch-Hooge), muß Rede und Antwort stehen. Warum es in seinem Haus blitzt und kracht, warum er Bücher schreibt wie ein Gelehrter, eine Werkstatt hat wie ein Wissenschaftler, aber arm lebt wie ein Proletarier — das wollen die Rotarmisten Aljoscha (Wolfgang Penz) und Nikolai (Eberhard Mellies) wissen. Die Handlung des Fernsehspiels, das am 25. September im I. Programm gesendet wird, entstand nach Motiven des Kinderbuchs von Karl Rezac „Der verrückte Erfinder".

Kurz berichtet

„APOLLO" IN MOSKAU

Das amerikanische Raumschiff „Apollo" gehört zu den neuesten Exponaten auf der Volkswirtschaftsausstellung in Moskau. Es ist kürzlich auf dem Seeweg in Leningrad eingetroffen. Das sowjetische Raumschiff „Sojus" wurde bereits im Vorjahr nach den USA gebracht und ist im Nationalmuseum für Raumforschung in Washington zu sehen.

STEINERNER LÖWE

Noch im 4. Jahrhundert vor u. Z. gab es in der Gegend von Samarkand Löwen. Ein Relief des Königs der Tiere aus Granit, dessen Alter von Experten auf 10 000 Jahre geschätzt wird, fand man kürzlich in der Nähe der Stadt.

GEBIRGE RÜCKEN NÄHER

Pamir und Tienschan nähern sich einander mit einer „Geschwindigkeit" von über einem Zentimeter pro Jahr. Dies wurde dokumentarisch mit den von sowjetischen Raumschiffen erzielten Bildern des zentralasiatischen Gebietes belegt.

gehenden Küstenlastschiffe werden Frachten von Ozeanschiffen über die Donau transportieren.

Bauleute-Treffen

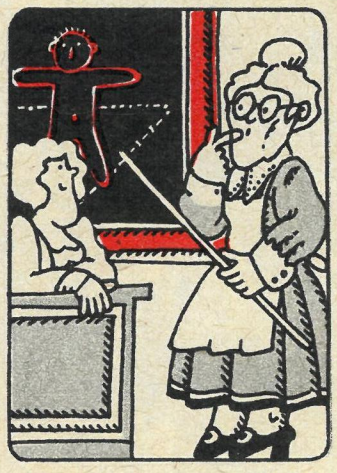
Alltag in Tschertanowo

Da hat der bulgarische Bauarbeiter Metodi Sarawski eine kleine Moskauerin auf dem Arm. Nichts Ungewöhnliches in diesen Tagen im Mikro-Rayon Tschertanowo, wo sich Bauleute aller sozialistischen Länder ein Stelldichein der Freundschaft geben. Das von den Gewerkschaften organisierte Treffen ist eine originelle Schule zum Austausch von Erfahrungen und zur Erhöhung des beruflichen Könnens.

Von 7 bis 17

Musik im Blut

Jungen und Mädchen des im Moskauer Pionierpalast beheimateten Loktew-Ensembles tanzen Kalinka. Die 1380 jungen Tänzer, Sänger und Musikanten im Alter von 7 bis 17 Jahren sind mit ihren künstlerischen Leistungen in der UdSSR und vielen anderen Ländern bekannt. Ihr umfangreiches Repertoire umfaßt Lieder und Tänze aus aller Welt. Aus dem Ensemble gingen so bekannte Solisten hervor wie Natalja Besmertnowa vom Bolschoi.



Randgeschichte

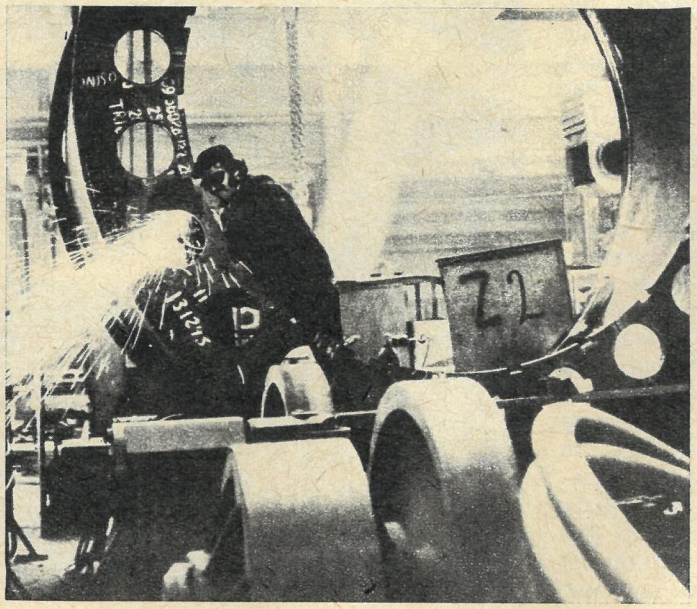
Kluge Großmütter

„Schulen für Großmütter" erfreuen sich in Minsk ungewöhnlicher Beliebtheit. Nicht wenige Omas der belorussischen Hauptstadt hören hier Vorlesungen von Pädagogen und wissenschaftlichen Mitarbeitern des Instituts für Mutter- und Kinderschutz über moderne Erziehungsmethoden, sehen sich populärwissenschaftliche Filme an und besuchen Kindereinrichtungen.

Im Funkenregen

Spezialisierung

Schweißarbeiten am Stator eines 360 Megawatt-Turbogenerators im Generatorenwerk Dolmel in Wrocław. Der polnische Elektro-Maschinenbau hat sich zunehmend auf die Produktion von Elektromotoren sowie Kraftwerksausrüstungen und Sicherheitsanlagen für die Schwach- und Starkstromtechnik spezialisiert. Auf diesem Gebiet entwickelte sich in den vergangenen fünf Jahren auch besonders die Zusammenarbeit mit den anderen Ländern des RGW.



Feliks Dzierżyński

Die Fackel

Zwei elegant gekleidete Herren warten im Restaurant des Warschauer Bahnhofs auf den Zug nach Łódź. Ihr großer Koffer erweckt den Argwohn eines Gendarmen. Der Zug fährt ein, das Restaurant leert sich, aber der Gendarm steht in der Tür und beobachtet sie unverwandt. Die beiden überlegen fieberhaft: schleppen sie den Koffer mit der illegalen Literatur zum Zug, wird sein Argwohn vielleicht noch bestärkt, und er durchsucht ihn. Sitzenzubleiben ist auch nicht möglich. Da erhebt sich der größere, schlanke Herr, befiehlt dem Gendarmen in barschem Ton, ihm in den Mantel zu helfen, weist mit dem Kopf kurz auf den Koffer und geht schnellen Schritts zum Zug. Der Gendarm, nun überzeugt, daß er es mit „hohen Herren" zu tun hat, trägt den Koffer dienstbeflissen zum Waggon, verstaut ihn sorgsam im Abteil, und der Zug setzt sich mit den Revolutionären und ihrem illegalen Gepäck in Bewegung.

Dieser Mann, der hier den hohen Herrn spielte, war in Wirklichkeit die Bescheidenheit und Einfachheit in Person, haßte jeden Anspruch auf Vorrechte. Dieser Mann, den seine Kaltblütigkeit und ungewöhnliche Reaktionsfähigkeit in gefährlichen Situationen, von denen sein Leben reich beladen war, nie verließ, wurde am 11. September vor hundert Jahren in einer polnischen Familie auf dem elterlichen Landgut Dsershinowo im Gouvernement Wilna geboren. Mit siebzehn Jahren las Feliks Dzierżyński das „Manifest der Kommunistischen Partei". Unter dem Eindruck der Lektüre schwor er zusammen mit einigen Altersgenossen, bis zum letzten Atemzug gegen das Böse zu kämpfen. Diesem Schwur ist er sein Leben lang treu geblieben. Mit achtzehn Jahren schloß er sich den Sozialdemokraten an, wurde mit zwanzig Jahren wegen illegaler Arbeit zum ersten Mal verhaftet, mit einundzwanzig Jahren zum ersten Mal verbannt. Elf Jahre seines Lebens verbrachte Dzierżyński in Unfreiheit: siebenmal wurde er eingekerkert und dreimal in die Verbannung geschickt, aus der er jedesmal flüchtete, auch vor zweimonatigen, gefahrvollen Fußmärschen nicht zurückschreckend. In den furchtbaren Jahren der Haft, selbst von Hunger, Ungeziefer, Kälte und Typhus gepeinigt, lehrte er seine Mitgefangenen lesen, schreiben, rechnen und rüttelte sie zum Widerstand auf. Ungebrochen stürzte er sich immer wieder in die verbotene politische Arbeit. Als lodernde Fackel sahen ihn seine Genossen stets in der ersten Reihe kämpfend: in der Illegalität, in den Tagen der Revolution und in den schweren Jahren ihrer Verteidigung gegen den Terror der Konterrevolutionäre, gegen den Krieg der Interventen, gegen die Sabotage der Spekulanten. Dzierżyński gründete die Tscheka und blieb ihr Vorsitzender bis an sein Lebensende. Millionen elternlosen Kindern, die in ganzen Heerscharen hungernd, bettelnd und stehlend das Land überschwemmten, gab er, den sie ihren „Gesamtrussischen Vormund der Kinder" nannten, ein Dach über dem Kopf, Kleidung, ein Bett, Tisch, Stuhl und Wärme. Verantwortlich für den Obersten Volkswirtschaftsrat nahm er den Kampf auf mit Kriegsschäden, mit Dürre und Mißernten, mit Schlendrian, Gleichgültigkeit und Bürokratismus.

Die Fackel erlosch am 20. Juli 1926. Erst 48 Jahre alt, erlag Dzierżyński einem Herzschlag.

Marlies Dieckmann

▲ Finnlands Staatspräsident Dr. Urho Kekkonen in der DDR

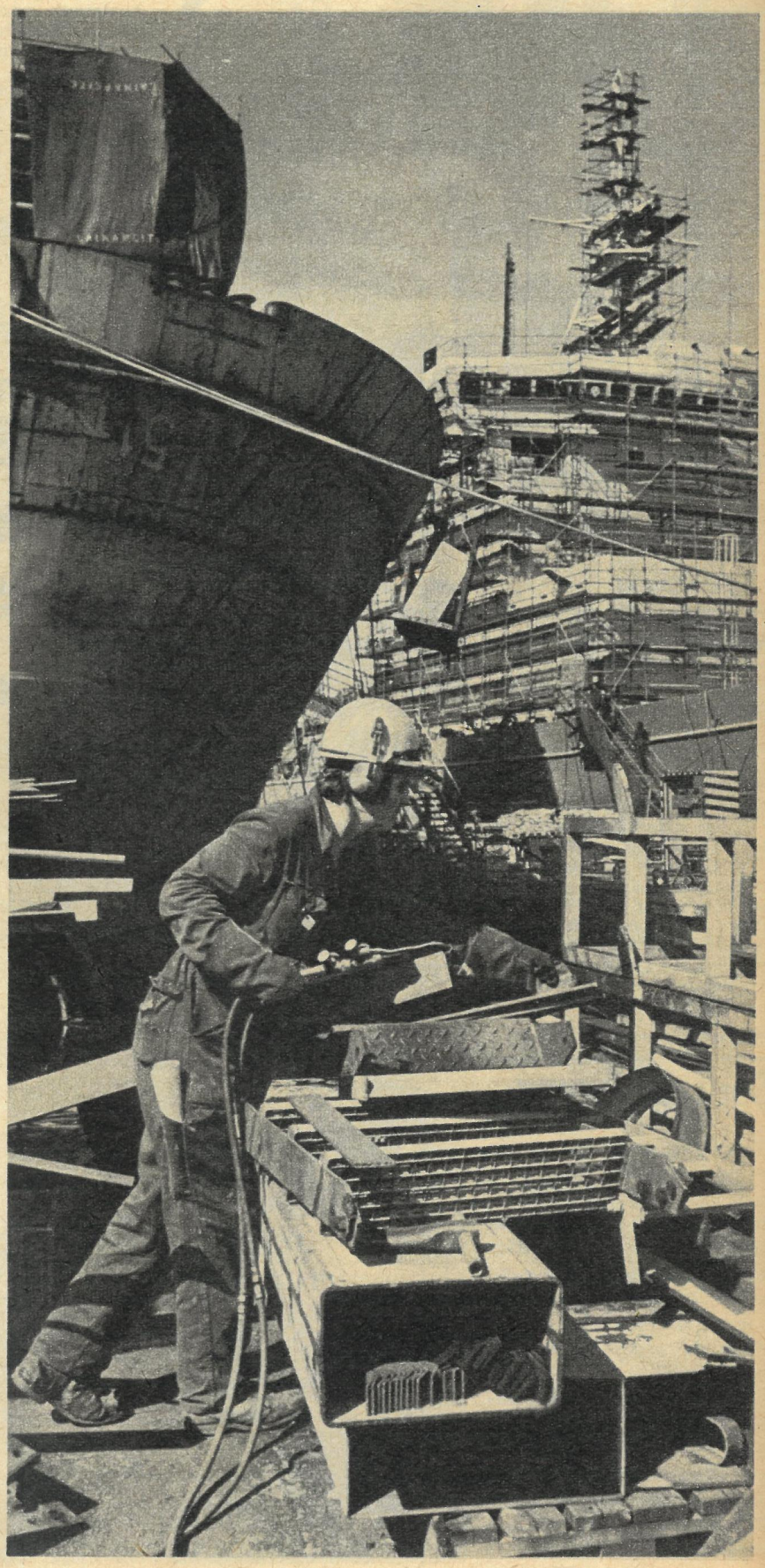
Eisbrecher vom Fließband

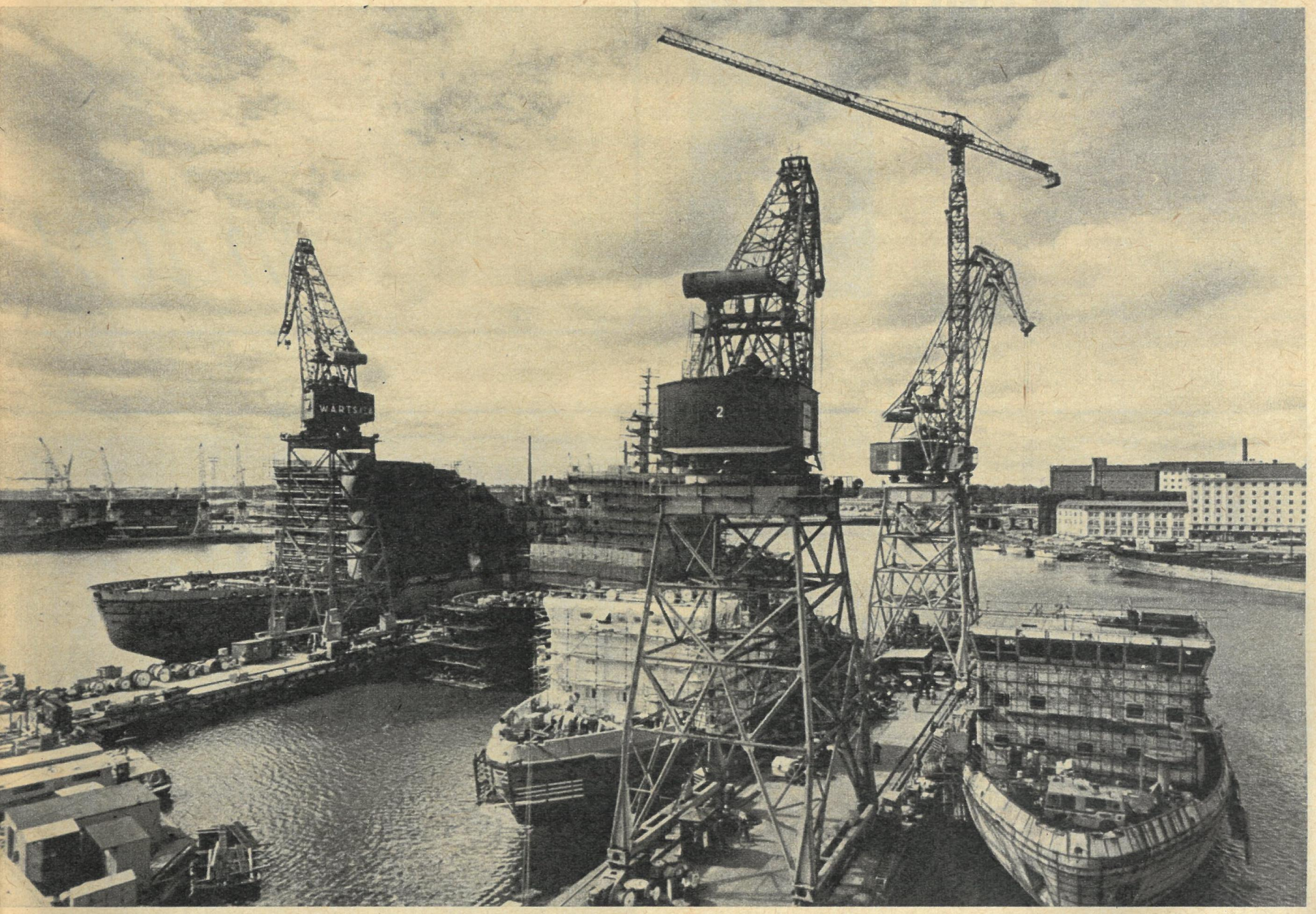
Das Auftragsbuch der Wärtsilä-Schiffswerft in Helsinki verzeichnet unter den Nummern 414–419 sechs dieselelektrische Eisbrecher von jeweils 2240 t Wasserverdrängung, die die Sowjetunion in Auftrag gegeben hat. Die Werft ist in Fachkreisen durch den Bau von Eisbrechern und eisbrechenden Spezialschiffen bekannt: Nach dem zweiten Weltkrieg hat Wärtsilä – mit 31 Stück – mehr Hochsee-Eisbrecher gebaut als alle übrigen Schiffswerften der Welt zusammengenommen.

In einer Zeit, da die westliche Welt an den Folgen einer schweren wirtschaftlichen Krise leidet, sind die Schiffsbauaufträge aus der Sowjetunion für Wärtsilä wie für Finnland von großer Bedeutung. Die Aufträge aus der Sowjetunion sorgen für Beschäftigung von Tausenden Arbeitern. Aufträge aus der nichtsozialistischen Welt sind in diesem Jahr ausgeblieben.

Tankmar Horn, Vorstandsvorsitzender von Wärtsilä (der Betrieb beschäftigt in seinen Werften und verschiedenen kleineren Stahl- und Motorenwerken, Glas-, Porzellan- und Kunststoffabriken insgesamt 15 000 Menschen und gehört nach Umsatz und Beschäftigtenzahl zu den bedeutendsten Unternehmungen des Landes), bezeichnete deshalb das langfristige Wirtschaftsabkommen zwischen Finnland und der UdSSR und der auf dieser Grundlage erteilten Aufträge als außerordentlich wertvoll für die Wirtschaft Finnlands.

Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern ist vor allem in den letzten Jahren beträchtlich angewachsen. Die 13 bedeutendsten Aktiengesellschaften der Bauindustrie des Landes haben einen Spezialbetrieb zur Projektierung und Errichtung von Industriekombinaten für die Sowjetunion gegründet: Finn-Stroi. Generaldirektor Risto Kangas-Ikkala nennt diesen Betrieb ein „Kind der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit der UdSSR", der in der Sowjetunion zwei Großkomplexe errichtet: das Eisenerzkombinat von Kostomuschka sowie das Papierkombinat von Swetogorsk. Beide Großobjekte befinden sich unweit der sowjetisch-finnischen Grenze: Kostomuschka im Norden, in Karelien; Swetogorsk in der Nähe von Leningrad. Der finnische Betrieb ist für die reinen Bauleistungen verantwortlich, die UdSSR stellt die technischen Ausrüstungen. Dennoch: Die Leistungen, die Finn-Stroi zu erbringen hat, sind für finnische Verhältnisse geradezu astronomisch. Die Menge des umbauten Raumes für die industriellen Komplexe geht in die Millionen Kubikmeter. Dazu kommt in Kostomuschka der erste Bauabschnitt der Stadt für 9000 Einwohner: 3000 Wohnungen, eine Schule für 1200 Kinder, Kindergarten und Kinderkrippe, Restaurant, Geschäfte, Gesundheitszentrum, Kulturzentrum, darunter ein Theater mit 600 Plätzen, Dienst-





leistungseinrichtungen wie Post, Feuerwehrstation, Wäscherei usw. Dieser Auftrag aus der Sowjetunion wird 7000 finnischen Arbeitern auf längere Zeit feste Arbeit geben. Weitere Zehntausende werden mit Zulieferungen beschäftigt sein.

Die segensreichen Wirkungen der langfristigen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion haben, wie Präsident Kekkonen kürzlich erklärte, dazu geführt, daß „jetzt auch solche Kreise in Finnland, die früher nicht für eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion waren, einsehen mußten, welche Vorteile sie hat und wie sehr sie unsere Lage erleichtern kann". Auch der Handelsumfang zwischen Finnland und unserer Republik zeigt eine steigende Tendenz. Nach der Sowjetunion und Polen steht die DDR in Finnlands Außenhandelsliste mit den sozialistischen Ländern an dritter Stelle. So ist verständlich, daß finnische Wirtschaftskreise auch vom Besuch des finnischen Präsidenten in unserer Republik neue Impulse zur Weiterentwicklung einer für beide Seiten nützlichen wirtschaftlichen Zusammenarbeit erwarten.

Günter Siemund

AUSGEZEICHNET

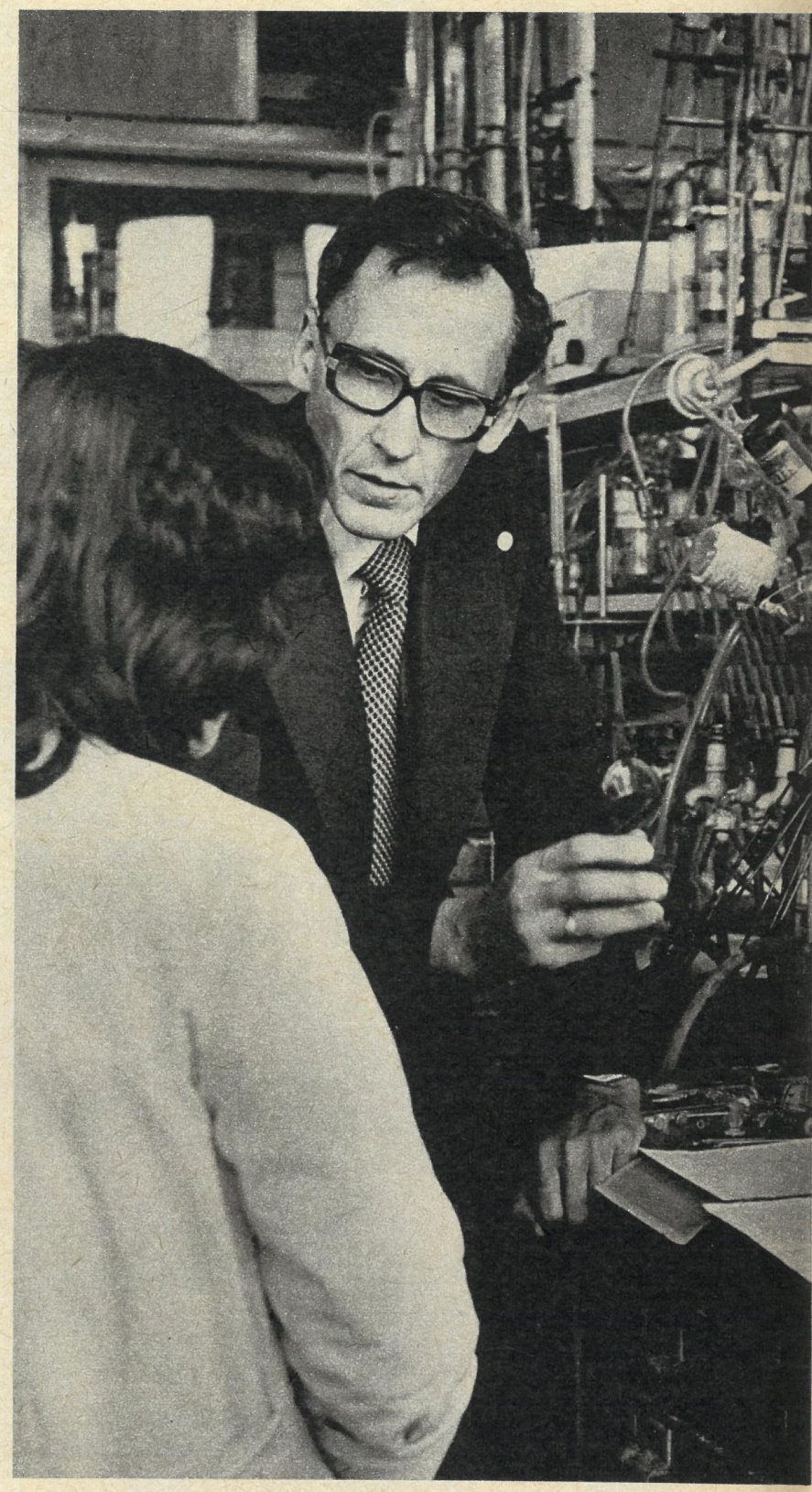
mit dem Staatspreis für Wissenschaft und Technik der UdSSR: Prof. Dr. Manfred Rätzsch, Jahrgang 1933, Forschungsleiter im Leuna-Kombinat, Honorarprofessor an der TH Merseburg, Leiter des Rates der Spezialisten, der für die „Polymir 50"-Anlage in der belorussischen Stadt Nowopolozk verantwortlich war.

macht

Es begann mit einem Papier.
Am 10. Juli 1969 unterzeichneten die Regierungen der DDR und der UdSSR ein Abkommen über die „Entwicklung des Verfahrens, der Ausrüstungen und der Automatisierungssysteme zur Produktion von Hochdruckpolyäthylen und die Errichtung der industriellen Anlage ‚Polymir 50' in Nowopolozk". Die Zahl 50 kennzeichnete die geplante und damals unerhörte Leistung von 50 000 Tonnen Polyäthylen pro Jahr. Und Polyäthylen ist das Polymerisationsprodukt des Gases Äthylen, ein milchig-trüber, leicht einfärbbarer, im Griff paraffinähnlicher, unzerbrechlicher, geschmack- und geruchloser, brennbarer Plast. Man braucht ihn für Regenmäntel und Maschinenteile und Handtaschen und rostfreie Rohre und Kinderspielzeug und Folie und Profile und . . .
Nein, so komme ich nie zu meinem Helden. Also noch einmal.

*

Es begann mit einem Papier. Mit einer Anfrage des Ministeriums für chemische Industrie, ob und auf welchem Gebiet im Leunawerk Interesse an einer langfristigen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion bestünde. Und zwar im Rahmen eines Regierungsabkommens. Natürlich bekam auch Prof. Rätzsch, Forschungsleiter in Leuna, das Schreiben zu Gesicht. Er dachte nach, beriet sich: Polyäthylen, dieser in aller Welt begehrte, umweltfreundliche Werkstoff, wäre ein solches Vorhaben wert. Einen Partner, so wußte er aus der Literatur, außerdem ist irgendwer mal dort gewesen, gab es in Leningrad — das ONPO, das Ochtinsker Wissenschaftliche Forschungsinstitut, noch von Peter I. gegründet, heute allerdings Institut und Kombinat zugleich.
Der Vorschlag war noch nicht ganz vom Tisch, als eine Delegation aus Leningrad angekündigt wurde. Ihr Leiter: Arkadi Wassiljewitsch Poljakow, Generaldirektor des ONPO.
Gemeinsam wurde festgestellt, Polyäthylen in Großproduktion wäre für beide Seiten nützlich, gemeinschaftlich entstand ein erster Plan der Zusammenarbeit. Der wurde den Ministerien unterbreitet, die Ministerien reichten ihn weiter an die Regierungen, und so entstand jenes eigentliche Papier — siehe oben.
Dieses Papier, dem natürlich noch detailliertere Pläne vorausgegangen waren, ernannte Prof. Dr. Rätzsch zum Leiter des Rates der Spezialisten, Arkadi Wassiljewitsch Poljakow zu seinem Stellvertreter. Genauso war es in den untergeordneten Spezialistengruppen — für Projektierung (Sitz Karl-Marx-Stadt), für Ausrüstungen (Leningrad), für Technologie (Leuna) und Automatisierung (Moskau). Zwei hatten sowjetische Leiter, zwei Leiter aus der DDR, jeweils mit den Vollmachten der zuständigen Minister beider Länder ausgestattet.
PROF. RÄTZSCH: „Ein ungewöhnliches Experiment. Denn bis dahin gab es für gemeinsame Projekte stets paritätische Leitungen . . . Aber ungewöhnlich war schließlich auch die Aufgabe. Hätte eines unserer Länder ‚Polymir 50' allein entwickelt, wären acht, neun Jahre darüber vergangen. Wir hatten knapp fünf zur Verfügung. Das konnte nur klappen, wenn jede Frage rasch, mit optimaler Sachkenntnis, an Ort und Stelle entschieden wurde. Immerhin lief alles parallel. Die Projektierung mußte beginnen, noch bevor die Technologie völlig er-



Eine Schwalbe einen Sommer

Sie leben mitten unter uns. Aber ihr Wirkungskreis reicht weit über unsere Ländergrenzen hinaus. Auf Baustellen zwischen Elbe und Stillem Ozean, in Werkhallen und Laboratorien tun sie täglich ihre Pflicht – DDR-Bürger, denen die sozialistische Zusammenarbeit längst Arbeitsalltag ist. Für ihre Verdienste wurden sie von der sowjetischen Regierung mit hohen Orden geehrt. Mit der Vorstellung einiger von ihnen setzt FREIE WELT eine vor Jahren begonnene Serie über „Ausgezeichnete Deutsche" fort.

forscht war. Ein Prozeßrechner mußte entwickelt werden, bevor wir uns noch über alle Prozeßabläufe klar waren. Hauptausrüstungen mußten gebaut werden, für die es keinerlei brauchbare Vorbilder gab."

Natürlich ging das nicht reibungslos vonstatten, natürlich gab es Pannen. Keine grundsätzlichen, die wären kaum zu reparieren gewesen, aber im Detail die Menge. Das wurde dann bei Bau und Montage in Ordnung gebracht, oder aber ...

PROF. RÄTZSCH: „Falls es uns betraf, haben wir das gute Stück, und wenn es drei Zentner wog, in eine Holzkiste gepackt und sind mal rasch nach Hause geflogen. Dabei war oft nicht das Gewicht des Aggregats das Schwerste, schwerer noch waren die Verhandlungen mit dem Zoll.

Oder das Problem der unterschiedlichen Normen und Standards, von dem wir zu Beginn nicht einmal was ahnten. In der Sowjetunion gibt es ebenso wie bei uns staatliche Weisungen für Gebäude, in denen aus Äthylen Polyäthylen erzeugt wird. Die Mauern müssen soundso stark sein, die Hallen in diesem und keinem anderen Abstand voneinander stehen. Nur – die Normen in der UdSSR stammen aus der traditionellen Erdölchemie, unsere aus der ebenfalls traditionellen Kohlechemie. Und diese Normen sind Gesetz! Im normalen Rechtswesen gibt es Gesetze und Ausführungsbestimmungen. Will man eine bestimmte Auslegung ermöglichen, ist ein Gerichtsurteil nötig. Unser ‚Hohes Gericht' waren die zentralen staatlichen Stellen beider Länder; wir haben lange gekämpft, bis sie eine Auslegung anerkannten, die für beide Seiten vertretbar, das heißt ökonomisch war."

Und bei all diesen Fährnissen (Ergänzung: das waren natürlich bei weitem nicht alle) gab es nie eine Unsicherheit? Nie das Gefühl, die Aufgabe ist allzu groß, niemals die Angst, wir schaffen es nicht? Doch, all das gab es auch.

PROF. RÄTZSCH: „Als Wissenschaftler darf man seiner Sache, noch dazu einer solchen, nie ganz sicher sein. Trotzdem hat es mir riesigen Spaß gemacht zu sehen, wie die Anlage unter unseren Händen wuchs, immer sicherer vorankam. Aber diese Freude einem dritten mitzuteilen, oder gar der Presse, habe ich mich stets gescheut. Schließlich entscheidet erst die Produktion über das Ergebnis. Zwischenergebnisse, und mögen sie noch so positiv sein, nützen der Volkswirtschaft gar nichts, denn schon an der nächsten Ecke kann es hängen. Man wird da ein bissel abergläubisch ..."

Prof. Rätzsch bestreitet, daß diese Art Aberglauben was mit seiner marxistischen Weltanschauung zu tun habe. Als dialektisch denkender Mensch müsse man immer und überall mit einem Dämpfer rechnen, erklärt er. Im übrigen hat er einen grundsoliden Schreibtisch aus Holz in seinem Arbeitszimmer. Aber das ist eine Abschweifung.

Fast als Ausschweifung betrachtete er nebenbei den Baustil der vierziger und fünfziger Jahre, den er 1956, auf seiner ersten Sowjetunionreise, in Kiew kennenlernte.

PROF. RÄTZSCH: „Mir war immer wieder unbegreiflich, warum sich ein so kleines Lebensmittelgeschäft hinter Säulen verbergen mußte, hinter denen ich mindestens einen Riesenkonzertsaal oder so vermutet hätte."

Aber er nahm die Säulen hin wie anderes Unbekanntes – als Besonderheit des Landes, das ihm freundlicher Gastgeber war – mehr noch nicht. Der Punkt, an dem er sagte, jetzt weiß ich was von diesem Land, lag viele Jahre später, ergab sich aus der Summe unendlich vieler Reisen und einem zehnwöchigen Aufenthalt mit Frau und Tochter in Nowopolozk.

PROF. RÄTZSCH: „Unsere Ratstagungen fanden in allen möglichen Städten der Sowjetunion statt – in Moskau, Riga, Grosny, Leningrad, Jerewan ... So habe ich im Laufe der Jahre die verschiedensten Nationalitäten und ihre Eigenheiten kennengelernt. Erstaunlich, was es da an Unterschieden in Tradition und Lebensgefühl gibt, und um so erstaunlicher die Gemeinsamkeit der Zielstellung und des Gedankenguts. Ganz besonders gefallen mir Belorussen und Russen. Und da besser noch die Leningrader als die Moskauer. Natürlich ist das kein ‚Werturteil'."

Ganz und gar ähnlich sieht es dem eher wortkargen und überaus sachlichen Professor, wenn er, nach einer Freundschaft befragt, erst einmal die Stirn kraust: Es habe in all den Jahren Leute gegeben, mit denen er gern, und solche, mit denen er weniger gern gearbeitet hat. Im übrigen habe er diese Zusammenarbeit nie anders betrachtet als eine zwischen Leuna und Rostock beispielsweise. Das sei doch zunehmend unser Alltag, oder? Allerdings ...

PROF. RÄTZSCH: „Allerdings gab es da einen Mann, vor dem ich nach wie vor die größte Hochachtung empfinde – Arkadi Wassiljewitsch Poljakow, mein Stellvertreter. Er ist weit älter als ich und bekleidete von Anfang an eine wesentlich höhere Funktion. Trotzdem hat er sich immer vorbehaltlos hinter meine Entscheidungen gestellt. Aber das war nicht ausschlaggebend. Ausschlaggebend war, wieviel er durch seine menschliche Reife getan hat für die Erziehung des Kollektivs – und für mich. Ich bin leicht geneigt, einmal als richtig Erkanntes sofort durchsetzen zu wollen. Arkadi Wassiljewitsch betrieb das gleiche Ziel mit Geduld und Überzeugungskraft. Eine Leitungsmethode, von der ich nur lernen konnte. Bei einer Zusammenarbeit nutzt es wenig, Weisungen zu geben, wenn der andere hinterher nach Hause geht, ohne von ihrer Notwendigkeit überzeugt zu sein."

*

Es begann mit einem Papier.

Und mit einem Papier geht es weiter. Im März 1976 wurde ein Vertrag unterzeichnet, der den Bau einer Hochdruckpolyäthylen-Anlage in Leuna (Kapazität 60 000 Tonnen), weiterer fünf Anlagen in der Sowjetunion und je einer für Copolymere (Prof. Rätzsch: „Ein neues Polymer, das wir in der Zwischenzeit entwikkelt haben") in der DDR und in der UdSSR festschrieb.

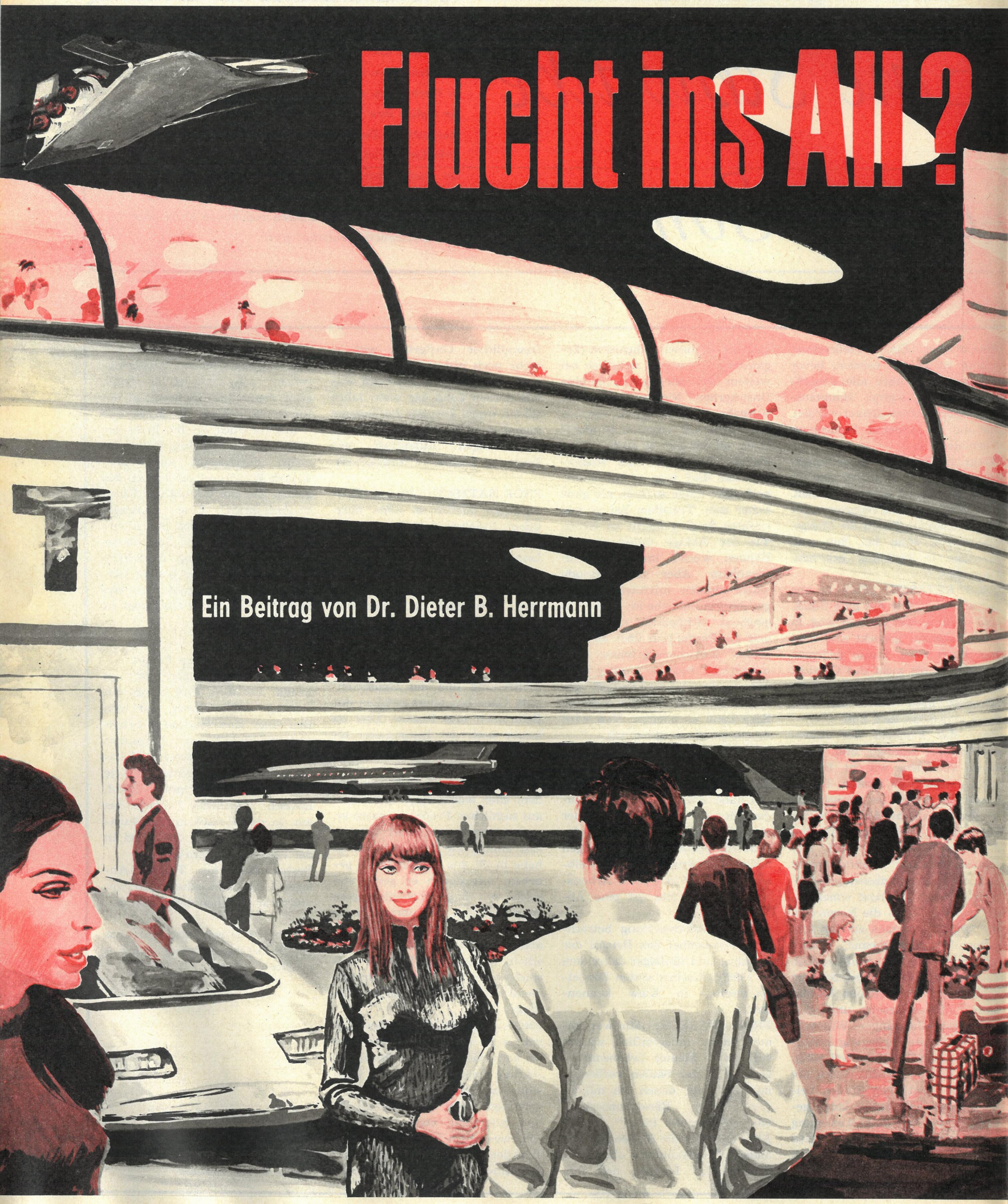
Bestellungen für Polymer-Anlagen liegen inzwischen auch vor, und zwar aus aller Herren Länder.

„Polymir 50" war also durchaus eine Schwalbe, die einen Sommer machte ...

Text: Barbara Karadshow
Fotos: Jo Gerbeth, FW-Archiv

Flucht ins All?

Ein Beitrag von Dr. Dieter B. Herrmann



Raumfahrtbasis Kap X. Transportraumschiffe starten und landen, an Bord die Übersiedler zu den ersten riesigen Kosmosinseln.

Phantastisches Projekt oder wissenschaftliche Perspektive? Löst die Menschheit ihre Probleme, indem sie ihren Planeten verläßt? Mit einem amerikanischen Projekt setzen sich sowjetische Experten auseinander.

Lange bevor der erste Raketenvogel das irdische Nest verlassen hatte, schrieb einer der Großen in der Geschichte der Weltraumfahrt die prophetischen Worte: „Nicht ewig bleibt die Menschheit auf der Erde." Heute, im zwanzigsten Jahr praktischer Weltraumfahrt, hat diese Zeile aus der Feder von Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski noch immer nichts von ihrer visionären Kraft eingebüßt. Ideen, mathematische Formeln und bedrucktes Papier bildeten das Arsenal der „Raumfahrt-Träumer" vor 75 Jahren. Ob das alles jemals Realität werden könnte, erschien mehr als zweifelhaft. Deshalb hatte M. M. Filippow, seinerzeit Herausgeber der „Wissenschaftlichen Rundschau" in Rußland, mannigfaltige Schwierigkeiten zu überwinden, als er Ziolkowskis grundlegende Gedanken veröffentlichen wollte. Inzwischen sind aus Formeln und Ideen mächtige Trägerraketen geworden, die komplizierte Meßwerkzeuge und Apparaturen in den erdnahen Raum, zum Mond und zu den nahegelegenen Planeten tragen.

Raumfahrt und Milchpreise

Über den praktischen Nutzen der Raumfahrt herrschte lange Zeit Zweifel. Als im Jahre 1957 Sputnik 1 gestartet war, meinten Skeptiker, damit hätte sich wohl ein alter Traum der Menschheit erfüllt. Doch nützen würde es niemandem. „Die Jupitermonde verbilligen nicht die Milch", läßt Brecht seinen Galilei ausrufen. Dennoch hat man die Bewegungen der Jupitermonde sorgsam studiert. Und schließlich waren sie ein Mittel, die Schiffe sicher über die Meere zu lenken. Zwanzig Jahre Entwicklung der Raumfahrt haben die Zweifler besiegt: Friedliche Eroberung des Alls ist aus unserer Welt nicht mehr wegzudenken. Zukünftig wird sie immer wirksamer helfen, zahlreiche „irdische" Probleme zu lösen.

Viele meinen heute sogar, daß die Raumfahrt über kurz oder lang zu einer Frage von Leben und Tod für die gesamte Menschheit werden könne: Immer mehr Menschen – so argumentieren sie – werden in Zukunft unseren blauen Planeten bevölkern. Die natürlichen Ressourcen hingegen, insbesondere die Vorräte an Energie, nehmen rapide ab, während gleichzeitig der Bedarf dafür steil anwächst. Andererseits besitzen wir in der Sonne, dem Zentralgestirn unseres Planetensystems, eine Quelle an Energie, deren unvorstellbare Fülle nahezu ungenutzt in den Tiefen des Weltraums versiegt.

Ziolkowski hat in zahlreichen seiner Veröffentlichungen darauf hingewiesen, daß nur rund ein Zweimilliardstel der von der Sonne abgestrahlten Energie unsere Erde erreicht. Auch angesichts dieser minimalen Menge müssen wir bedenken, wie gering jener Teil an Sonnenenergie ist, den die Menschheit tatsächlich ausnutzt.

Die Vögel verlassen die Nester.

Immer häufiger ist daher in den letzten Jahren von Projekten zu lesen, die darauf hinzielen, den Kosmos bewohnbar

Fortsetzung Seite 12

Flucht ins All?

zu machen, einen großen Teil der Menschheit nach und nach im kosmischen Raum anzusiedeln und damit auch alles, was die Menschheit auf Erden an Problemen hat, aus der Welt zu schaffen. Westliche Futurologen sehen die Entwicklung der Bevölkerungszahlen auf der Erde in den nächsten 75 Jahren sprunghaft von 4 Milliarden (1975) auf 16 Milliarden (2050) hochschnellen und danach auf Kosten der Aussiedlung von Menschen in den erdnahen Weltraum wieder auf etwa 2 Milliarden (2085) absinken. Die Zahl der Bewohner kosmischer Siedlungen hingegen soll weiter ansteigen. Es wäre nicht undenkbar, so läßt beispielsweise der amerikanische Professor O'Neill von der Universität in Princeton verlauten, daß in knapp hundert Jahren die durch Menschen besiedelte Fläche im Kosmos fünfmal so groß ist wie die gesamte Festlandfläche unseres Heimatplaneten. Sind diese Gedanken eine fixe Idee, oder würde die Realisierung des Projektes von O'Neill der Menschheit letztlich unverzichtbare Vorteile bringen? Und: lassen sich diese Pläne mit den heute zur Verfügung stehenden technischen Möglichkeiten verwirklichen, oder müßte man erst völlig neuartige technische Erfindungen abwarten, die vorläufig noch nicht einmal in Sicht sind?

O'Neill ist optimistisch. Wird sein Projekt realisiert, bedeutet das nicht, daß unsere Erde ausgeplündert wird und auch nicht, daß der Umwelt des Menschen auf der Erde zusätzliche Gefahren drohen. Im Gegenteil: je eher man sich dem Vorhaben ernsthaft zuwende, um so rascher könnte man die Erde und ihre hochempfindliche Biosphäre von all jenen Gefahren befreien, die ihre Existenz gegenwärtig ernstlich bedrohen, meint der Wissenschaftler. Schließlich gebe es dann auch auf weite Sicht kein Bevölkerungsproblem mehr: Die Anzahl der gleichzeitig lebenden Menschen könne ohne unüberwindbare Probleme auf 100 Milliarden anwachsen.

Was den Problemkreis der erforderlichen Technologien anbelangt, so sollen sie bereits alle innerhalb der Grenzen unseres gegenwärtigen Wissens zur Verfügung stehen.

Baustelle Weltall

O'Neill stellt sich das so vor: Innerhalb unseres Planetensystems stehen in unmittelbarer kosmischer Nachbarschaft der Erde reichliche Vorräte an Energie und Rohstoffen zur Verfügung. Es kommt nur darauf an, diese nutzbar zu machen. Der Energiebedarf soll vor allem durch die im Überfluß vorhandene Sonnenenergie gedeckt werden. Materialbasis für die zu schaffenden Anlagen soll nicht nur der einen kosmischen „Katzensprung" entfernte Mond sein, sondern ebenso die in großer Zahl zwischen Mars und Jupiter dahinrasenden Kleinen Planeten.

Selbstverständlich soll der Mensch in den Kosmos-Siedlungen nichts entbehren, was er hier auf der Erde besitzt. Die „Ausgesiedelten" führen das normale Leben der Erdmenschen. Sie genießen das natürliche Sonnenlicht, den natürlichen Wechsel von Tag und Nacht. Sie sollen auch nicht wie die Kosmonauten vom Tisch zum Bett schweben müssen.

Wie ist eine solche künstliche Siedlung beschaffen, die demnach viel mehr darstellt als die oft zitierten „Gemüsegärten auf dem Mond"?

Zylinder-Bewohner

Riesige Zylinderpaare gilt es zu bauen. Nach O'Neills Plan sollen sie einen Durchmesser zwischen 1000 und 6000 Meter aufweisen und etwa 3 bis 30 Kilometer lang sein. Im Innern dieser Kunsträume werden irdische Landschaften entstehen, Vögel durch Parks und Wälder schwirren und irdische Tiere die durch keinerlei Industrieabgase verseuchten Gefilde durchstreifen. Durch riesige Fensterabschnitte strömt das ungetrübte Sonnenlicht in gewaltige Solarien, wo es die Menschen wie auf Erden nach Kräften bräunt.

Da sich Titan und Aluminium hervorragend zum Bau der vorgeschlagenen Riesenzylinder eignen, könnte man auf die Rohstoffreserven des Mondes zurückgreifen, wo sich diese Elemente in reichem Maße finden lassen.

Der Mantel des Zylinders ist in sechs Streifen unterteilt: abwechselnd drei Metallstreifen, auf denen die Landschaften entstehen werden, und drei aus Glas. Vor den Glasstreifen sind bewegliche Spiegel angebracht, die im gewohnten Tageslauf die Sonne ins Innere reflektieren. Der Zylinder rotiert langsam um seine Längsachse. Die Fliehkräfte sind gerade so groß, daß am Zylindermantel von der Erde gewohnte Verhältnisse herrschen.

O'Neill verspricht den zukünftigen Bewohnern der schwebenden Erdableger ein äußerst großzügiges Energieangebot: Aufgrund der Einstrahlungsleistung der Sonne kann man bereits mit den heute bereitstehenden Hilfsmitteln der Energiewandlung für jeden „Zylinder-Bewohner" etwa zehnmal soviel Energie bereitstellen, wie sie gegenwärtig in den Industriestaaten je Kopf der Bevölkerung produziert wird.

Natürlich hat sich O'Neill auch Gedanken darüber gemacht, wie man die gewohnte Gravitation erzeugen kann, auf welche Weise die Jahreszeiten nachgeahmt werden können und welche Gefahren den Stationen von Meteoriten drohen. Gegen Ende der achtziger Jahre könnten bereits die ersten kleineren besiedelten Inseln im Kosmos schweben, berechnete der Projektemacher. Die erforderliche Baumasse für ein Modell mit hoher Bevölkerungsdichte beträgt etwa 50 Tonnen je Person und Jahr. Die Gesamtmasse eines ersten Versuchsmodells würde etwa 500 000 Tonnen ausmachen. Von der Erde würden angeblich nur 10 000 Tonnen, also zwei Prozent, beschafft werden müssen.

Phantasterei oder Realität?

Professor O'Neill war nicht der erste Wissenschaftler, der sich detaillierte Gedanken um das Projekt einer zukünftigen Aussiedlung der Menschheit oder eines Teils der Menschheit in den kosmischen Raum gemacht hat. Er wird ohne Zweifel auch nicht der letzte sein. Kaum jemand wird heute bezweifeln, daß die Besiedlung des erdnahen kosmischen Raumes ein gewaltiges Projekt darstellt. Und eines Tages könnte es in die Wirklichkeit überführt werden. Eine andere Frage ist es, ob man den Ausführungen von O'Neill und anderen im einzelnen folgen kann, ob der von ihnen ausgearbeitete Termin- und Kostenplan realistisch ist oder nicht. In der Sowjetunion sind die gegenwärtig diskutierten Projekte sehr sorgfältig analysiert worden. Der Flieger-Kosmonaut der UdSSR, Dr. Konstantin Feoktistow, hat speziell zu dem O'Neillschen Plan ausführlich Stellung genommen. Prinzipiell stimmt Feoktistow dem amerikanischen Wissenschaftler darin zu, daß der Mensch eines Tages den Kosmos besiedeln wird. Doch dies bedeute keineswegs, daß die Menschheit mit der Aussiedlung in das Weltall auch die im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung entstandenen irdischen Probleme lösen könne. Verlassen Menschen die Erde, nehmen sie zwangsläufig im „Reisegepäck" auch die bestehenden gesellschaftlichen Probleme in den Kosmos mit. Wer das übersieht, verschließt die Augen vor den objektiven Gegebenheiten.

Woher will O'Neill das kosmische Baumaterial nehmen? Auch seine Pläne dafür sind zweifellos viel zu optimistisch angesetzt. Wie enorm hoch war der Aufwand, um wenige hundert Kilogramm Mondgestein zu beschaffen! Um zum Beispiel nur einen kleineren Asteroiden von seiner Bahn in die Nähe der Erde „umzulenken", wären so gewaltige Energien erforderlich, daß sich gegenwärtig keine Möglichkeit abzeichnet, auch nur in bescheidenem Maße in den „Bauplan" des Planetensystems einzugreifen. Was nützt es da, wenn Wissenschaftler die verheißungsvolle Berechnung bekanntgeben, daß man mit dem Nickelgehalt eines Kubikkilometers Asteroidenmaterials den gesamten irdischen Bedarf an Nickel für 1250 Jahre decken könnte? Ganz davon zu schweigen, daß man, um die erwünschten Materialien zu gewinnen und aufzubereiten, ausgeklügelte Produktionsanlagen haben muß, die im Kosmos funktionieren. Von solchen Konstruktionen lassen sich heute bestenfalls winzige Keimformen erkennen. Wenn man davon ausgeht, daß die Ausdehnung des Lebensbereichs der Menschheit auf den Kosmos die gesellschaftlichen Widersprüche weder beseitigen noch lösen kann, erscheint auch die Notwendigkeit des Beginns einer baldigen Aussiedlung in einem anderen Licht: O'Neill dehnt die gegenwärtig beobachtete Entwicklung der Bevölkerungszahl und die gegenwärtig vorhandenen Probleme der Welternährung ohne Zögern auf die Zukunft aus. Er leitet daraus die Notwendigkeit einer zügigen Aussiedlung in den kosmischen Raum ab.

Man muß aber feststellen, daß die heute so oft angeführte Explosion der Erdbevölkerung ein durchaus lösbares Problem für die Menschheit darstellt. Auch Nahrung für alle ließe sich auf ökonomische Weise beschaffen. Und ehe der Umzug ins All beginnen kann, müßte auch das Problem der Energieressourcen gelöst werden. Denn die Aussiedlung eines großen Teils der Menschheit wäre ja wiederum mit einem enormen Energiebedarf verbunden. Der reale Stand und die sich jetzt abzeichnenden Perspektiven der Raumfahrt zwingen zu dem Schluß, daß der von O'Neill ausgearbeitete Zeitplan für das Projekt „Aussiedlung" unrealistisch ist. Der Terminplan für die Besiedlung des Kosmos, den das Hudson-Institut (USA) ausgearbeitet hat, läßt das schon erkennen:

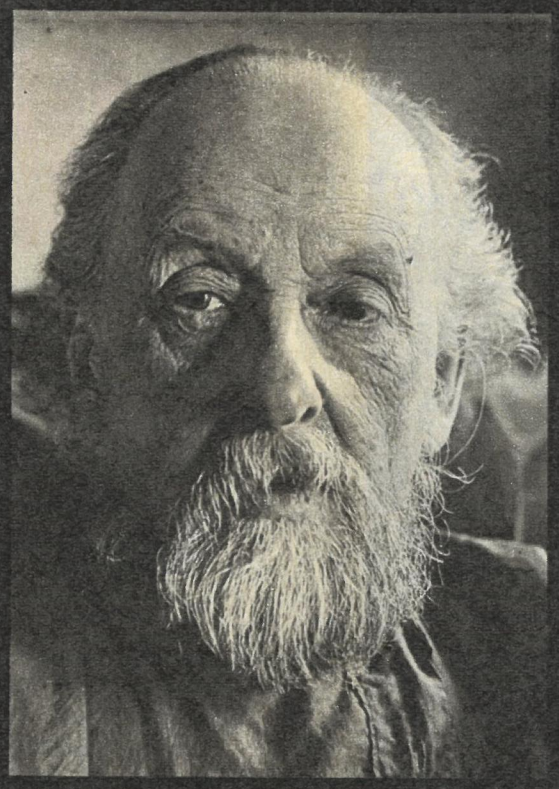
1987	Rohstoffvorkommen auf dem Mars sind kartographiert, Bergbaukonzerne interessieren sich für die Raumfahrt
1990	Erste Landung von Menschen auf dem Mars
1995	Im Weltall werden Materialien produziert, die für den Bau großer Raumstationen geeignet sind
2000	Beginn der Errichtung einer großen Raumstation

2005 Erste Bergwerke auf dem Mars nehmen Förderung auf
2040 100 000 Menschen leben auf dem Mars
2110 Im Weltall leben mehr Menschen als auf der Erde

Erdprobleme „zu Hause" lösen

Betrachtet man die irdischen gesellschaftlichen und die technischen Probleme der Raumfahrt mit der gebotenen Nüchternheit, so wird klar: Gesellschaftliche Fragen lassen sich nicht durch die Entwicklung der Raumfahrt lösen. Viel eher kann man im Laufe der weiteren gesellschaftlichen Entwicklung auf der Erde günstige Lösungsmöglichkeiten für die Raumfahrt finden. Von der Raumfahrt darf man – wie von anderen wissenschaftlich-technischen Disziplinen auch – keine Wunder erwarten. Die Raumfahrt entwickelt sich nur so schnell, wie die Produktivkräfte es erlauben, und kann nur durch kostenaufwendige systematische Arbeit vorangetrieben werden. Die UdSSR besitzt als Pionier der Kosmosforschung beispielsweise große Erfahrungen bei der Konstruktion und langfristigen Nutzung von Raumstationen. Unlängst wurde ein Dreistufenplan der Sowjetunion veröffentlicht, der vorsieht, bis zum Jahre 1990 große Raumbasen zu schaffen, die bis zu 120 Besatzungsmitglieder an Bord nehmen können und aus vorgefertigten Blöcken im Orbit errichtet werden. Die USA richten ihre Aufmerksamkeit gegenwärtig auf die Entwicklung des Space-Shuttle, eines wiederverwendbaren Raumtransporters. Die vorgesehene Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und den USA könnte uns demnach einen kleinen Schritt näher zur Lösung jener Probleme führen, die beherrscht sein wollen, um spätere kosmische Siedlungspläne zu realisieren.

Doch ehe die Menschheit umzieht, werden sicherlich noch ein- oder zweihundert Jahre vergehen. Und einen Zufluchtsort vor den irdischen Problemen werden bewohnbare Raumstationen gewiß nicht bieten. Auch die großartigsten kosmischen Siedlungsräume sind von Menschen erdacht, die in bestimmten sozialen Ordnungen zusammen leben. Die „Idealzustände", die der Mensch sich dort erhoffen mag, kann er nur erreichen, wenn er sie zuvor auf der Erde verwirklicht.

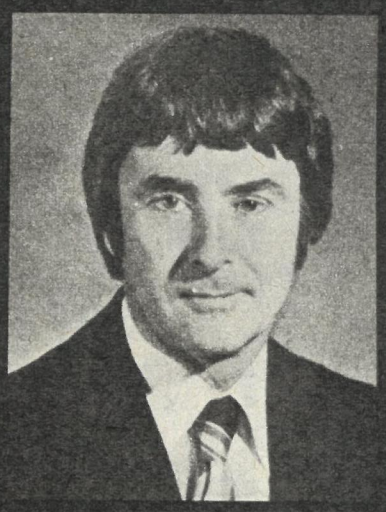


Konstantin Ziolkowski:

Etappenprogramm zur Eroberung des Kosmos:

1 Stationäre Versuche (Versuche auf Prüfständen mit festmontierten Raketen);
2 Versuche mit Raketenfahrzeugen auf der Erdoberfläche (auf Flugplätzen);
3 Raketenflüge in geringer Höhe mit anschließender Gleitfluglandung;
4 Vorstoß in äußerst dünne atmosphärische Schichten (Stratosphäre);
5 Vorstoß hinter die Grenze der Atmosphäre und anschließende Gleitfluglandung;
6 Errichtung von beweglichen Stationen außerhalb der Atmosphäre (eine Art kleiner erdnaher Monde);
7 Ausnutzung der Sonnenenergie für die Ernährung, Atmung und andere biologische Bedürfnisse;
8 Ausnutzung der Sonnenenergie zur Fortbewegung im gesamten Sonnensystem;
9 Besiedlung kleinster Körper im Sonnensystem, die weniger oder mehr als unsere Erde von der Sonne entfernt sind;
10 Verbreitung des Menschengeschlechtes im gesamten System unserer Sonne.

Gerard K. O'Neill:



Wie das Leben einer der ersten Weltraum-Familien aussieht, kann man sich bereits vorstellen, wenn es in den Details auch Unterschiede geben mag. Wahrscheinlich würden beide, Mann und Frau, technisch ausgebildet sein. Er könnte zum Beispiel Konstrukteur sein, der täglich damit beschäftigt ist, Teile für neue Kolonien oder für Satelliten-Energiestationen zu bearbeiten und zusammenzusetzen – im normalen Anzug, denn seine Umwelt entspricht fast der auf der Erde. Seine Frau könnte Programmiererin in einem chemischen Labor sein.

Dr. Konstantin Feoktistow

Indem er die Unausweichlichkeit der Aussiedlung von Menschen in den Kosmos und auch die Möglichkeit dafür darlegt, verfällt O'Neill in den verführerischen Fehler der Extrapolierung kurzzeitlicher gegenwärtiger Erfahrung und gegenwärtiger statistischer Angaben auf größere Zeiträume im voraus. Ich denke, daß, noch bevor es der Menschheit gelingt, den Kosmos zu besiedeln, sie erst die Probleme einer ökonomischeren Versorgung mit Nahrung und das Problem einer starken Einschränkung des Bevölkerungswachstums sowie die Probleme der Energieressourcen lösen muß.

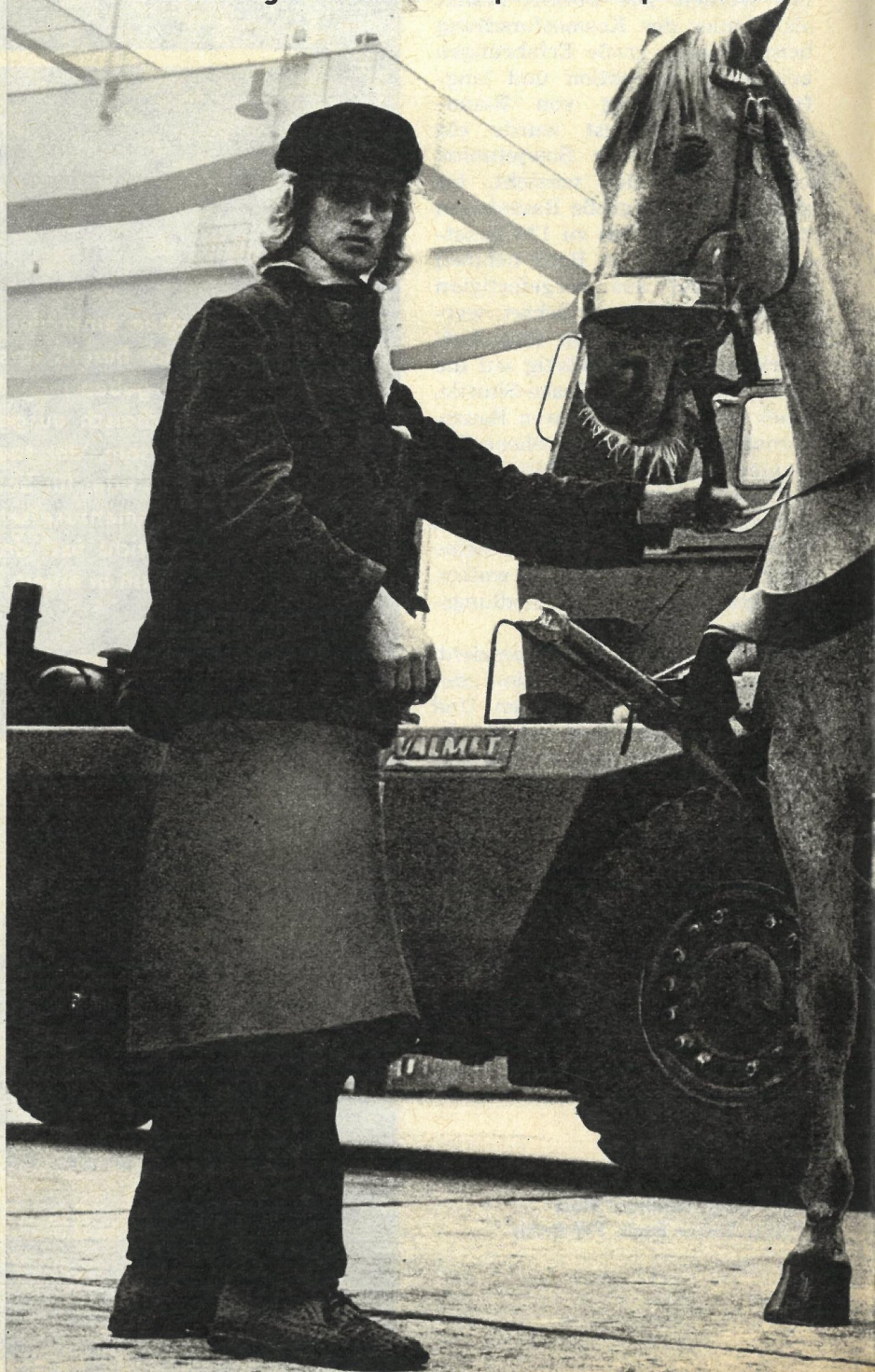
Zeichnung: Bernhard Nast
Fotos: Volker Ettelt, FW-Archiv

RGW-TRANSPORT-REPORT

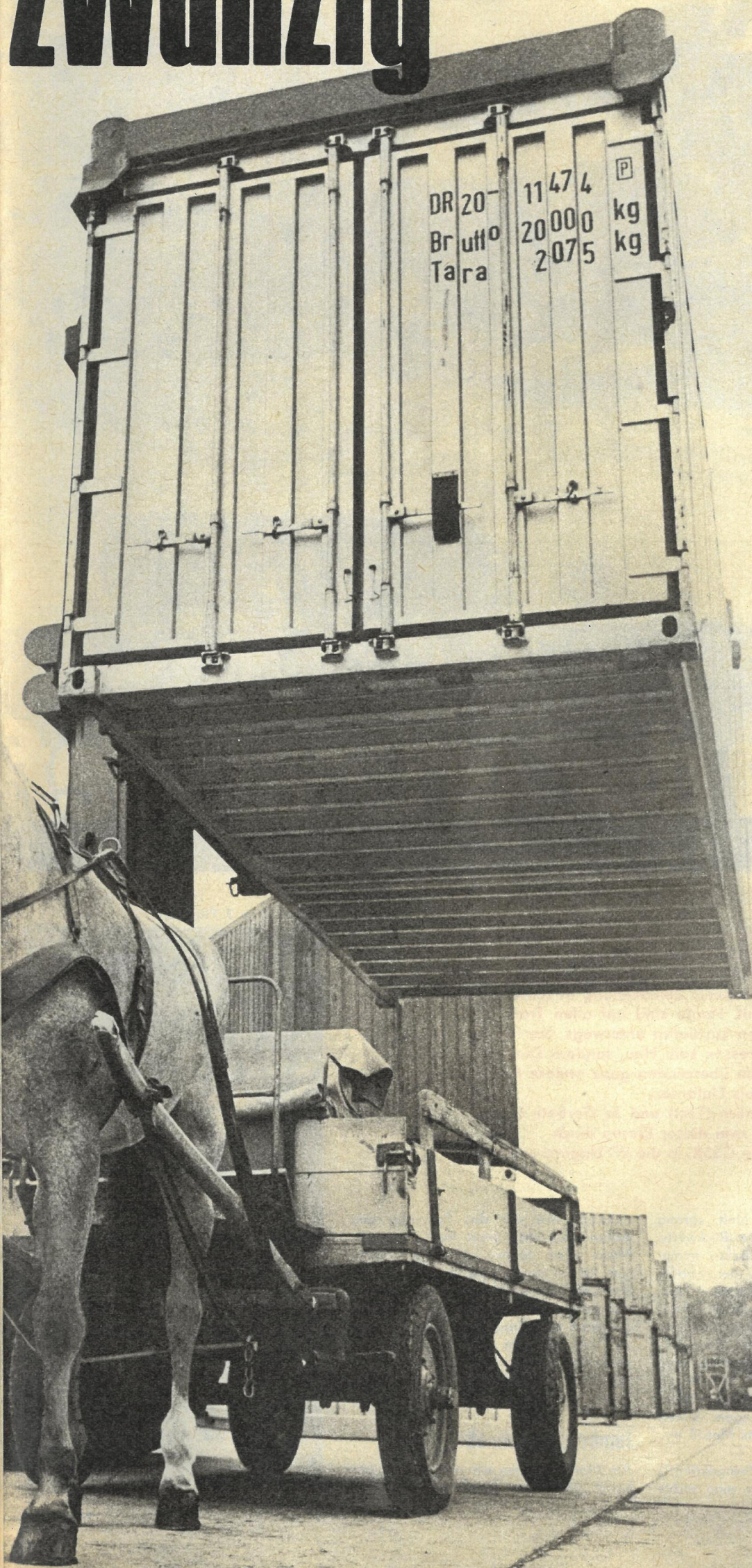
Die Ausmaße, die in der heutigen Zeit der Transport von Waren angenommen hat, sind gewaltig. Ihn mit modernster Organisation und Technik zu bewältigen, ist zu einer der bedeutendsten volkswirtschaftlichen Aufgaben geworden. Das betrifft die DDR, aber auch alle Länder, die im RGW zusammenarbeiten. Für die sozialistische ökonomische Integration ist die Lösung der Transportprobleme eine der wichtigsten Voraussetzungen. Von 1950 bis 1975 wuchs der Gesamtgüterumschlag des öffentlichen Verkehrs der Mitgliedsländer des RGW auf das 7,4fache. Nach prognostischen Einschätzungen wird sich die heute zu bewältigende Gütermasse bis 1990 verdoppelt haben. In den vergangenen 25 Jahren wurde die Gesamttonnage der RGW-Hochseeflotte verneunfacht, hat man die Flugzeuge mit Turbinenstrahltriebwerken ausgerüstet, die Eisenbahn modernisiert und u. a. den gemeinsamen Güterwagenpark mit heute 270 000 Wagen geschaffen. Es wurden Erdöl- und Erdgasleitungen gebaut und neue Transportsysteme wie der Containertransport eingeführt. Dies alles und noch viel mehr, was getan wurde, reicht heute nicht mehr aus.
Um die anstehenden Probleme zu lösen, wird gegenwärtig im RGW ein langfristiges Zielprogramm erarbeitet, so beschlossen auf der XXX. Ratstagung 1976 in Berlin.
Was muß dieses Programm zum Inhalt haben? Wie sieht das Verkehrssystem der RGW-Länder heute und wie in Zukunft aus? Diesen und anderen Fragen, auf die hier nur Schlaglichter geworfen werden können, ging FREIE WELT nach. Reporterteams sahen sich um in verschiedenen sozialistischen Ländern, um an Beispielen Gegenwart und Zukunft der Integration im RGW-Transport aufzuzeigen.
Heute geht es um den Alltag der Fernfahrer. Eine harte, aber auch romantische Arbeit?

Ein PS und Tonnen?

Ein Pferd auf dem Containerbahnhof in Berlin, Frankfurter Allee? Das ist natürlich kurios. Nach dem Statistischen Jahrbuch ist unser Pferd eines von 329, die es heute noch in unserer Hauptstadt gibt. Um abzutransportieren, was auf dem Containerbahnhof lagert, brauchte man 8000 solcher Fuhrwerke wie in unserem Bild. Fällt es schon schwer, sich 8000 Pferdefuhrwerke vorzustellen, so überfordern 100 000 solcher Ein-PS-Fahrzeuge ganz bestimmt selbst die kühnste Phantasie. Genausoviel aber brauchte man, um zu bewegen, was heute an einem Tag allein von den Kraftfahrzeugen in unserer Hauptstadt transportiert wird.



zwanzig



Für alle Freunde von Eisenbahnen, Flugzeugen, Kraftfahrzeugen und Schiffen, für alle, die Modelle bauen oder betreiben, die sammeln oder sich im allgemeinen für den Transport interessieren, bringt FREIE WELT den

RGW-TRANSPORT-REPORT

An alle diese Experten oder solche, die es werden wollen, richten wir unseren Appell MITZUMACHEN.
Helfen Sie mit Fragen, Hinweisen und Berichten, unsere Serie von Beiträgen über die Integration des Transports im RGW mitzugestalten.
Alle Briefe und Karten, die bei uns unter dem Stichwort RGW-Transport-Report eingehen, werden registriert und somit zu einem Los, mit dem Sie die Chance haben, an einer UNGEWÖHNLICHEN REISE teilzunehmen.

Mehr darüber erfahren Sie im nächsten Heft.

Der Marsch der grünen Elef

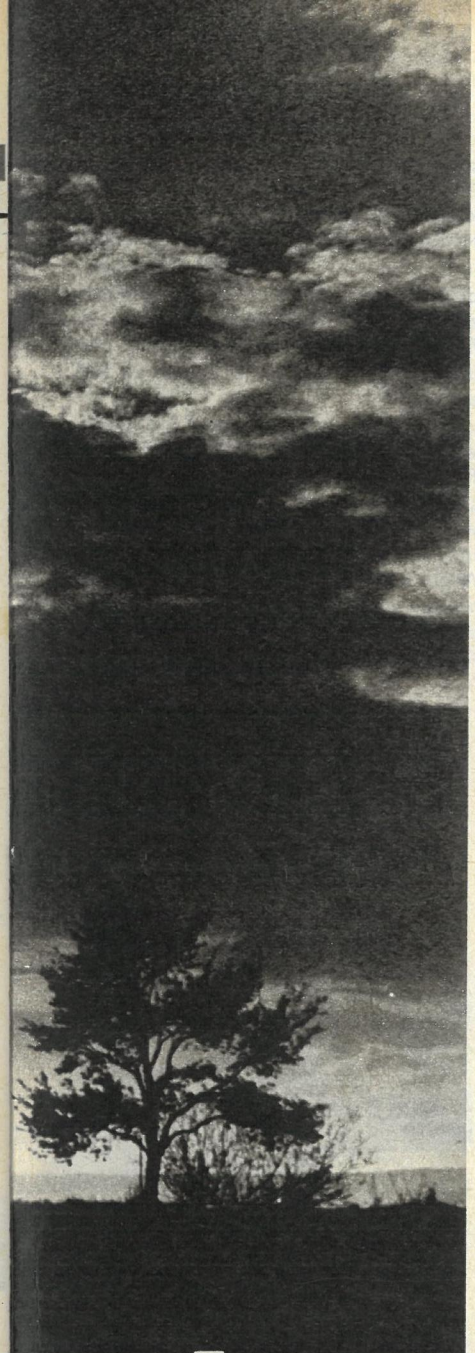
Bis in unsere Tage ist jener Marsch des karthagischen Feldherrn Hannibal von Spanien über die Alpen nach Italien überliefert geblieben, denn er führte im Jahr 218 vor Beginn unserer Zeitrechnung in seinem Heer auch Elefanten mit. Heute sind auf allen Transitstraßen Tausende von schweren Lasttieren unterwegs. Sie führen keinen Krieg. Sie fressen kein Heu, sondern Dieselkraftstoff. Und sie überwinden ganz andere Entfernungen als Hannibals Elefanten.
Dieter Heimlich (Text) und Jo Gerbeth (Fotos) begleiteten zwei dieser Riesen durch die DDR, die ČSSR, in die VR Ungarn und zurück.

„Wir nennen ihn den Scharfrichter. Wie der Berg wirklich heißt, weiß ich nicht mal genau. Wenn er von unten auch ganz harmlos aussieht – er hat es in sich. Wer ihn nicht kennt, wer nicht rechtzeitig auf den ersten Gang zurückschaltet . . ." Es war kaum fünf Minuten her, seit Uwe das Ungeheuer so angekündigt hatte. Es war später Nachmittag, wir rollten aus Teplice hinaus in Richtung Süden, und da sahen wir ihn: Ein großer Scania-Lastzug kroch langsam den Berg hinauf, langsam, immer langsamer. Kam schließlich zum Stehen. Ich sah, wie sich Uwes Gesicht spannte. Er steuerte seinen Škoda-Zug rechts heran, hielt, sprang hinaus. Der Scania rutschte. Rückwärts. Ruckte noch einmal an. Rutschte. Immer schneller. Uwe stand auf der Straße, winkte dem dänischen Kollegen ein. Der balancierte seinen schwerbeladenen Zug zurück. Der Hänger pendelte hin und her. Kam auf dem Ausweichplatz endlich zum Stillstand. Uwe stieg in sein Fahrerhaus zurück. Sachte zog er den Škoda an dem Scania vorbei. Der Fahrer war ausgestiegen, schlug mit beiden Fäusten auf das Metall ein, sinnlos, verzweifelt.
„Der hat sein Getriebe kleingekriegt", mutmaßte Uwe. „Da kann man nichts machen. Wie der das Fahrzeug den Abhang zurückjongliert hat . . . der Mann kann fahren. Aber jetzt kann ihm keiner von uns helfen."
Der „Scharfrichter" hatte zugeschlagen, ein Berg wie viele zwischen Dresden, Zinnwald und Prag. Einer von den vielen, die der grün und elfenbeinfarben gespritzte Škoda und der ihm folgende Jelcz noch zu bewältigen haben würden.

Jumbo und Jelinek

Am Morgen waren wir miteinander bekannt geworden, die beiden Fernlast-

3 Länder – 3 Plomben



anten

fahrer Uwe Kittel und Rolf Paul und ihre „Beifahrer", die Reporter. Wir hatten auf dem Hof des VEB Kraftverkehr Weimar gestanden, waren neugierig und ein bißchen spöttisch gemustert worden, als wir unsere Siebensachen ins Fahrerhaus beider LKWs verstauten, Jo bei Rolf Paul, ich bei Uwe Kittel. Mittags waren beide Wagen und ihre Anhänger mit Paletten (sprich Stahlblechkisten) auf dem Verladeplatz des Weimar-Werkes unter dem Schild „Ungarn-Kooperation" beladen worden. Und dann war „Jumbo", wie Uwe seinen Wagen nennt, gestartet. Fünfzehn Tonnen Gußteile rollten in Richtung Siófok am Südufer des Balaton. Rolf hatte ebensoviel an Bord. Wie jede Woche.

„Jumbo", das ist ein Škoda MTC 5 mit dem Kennzeichen LS 49–38, mit 180 Pferdestärken unter der Haube, die 18 Tonnen Last schleppen können. Acht Tonnen auf der Ladefläche des Maschinenwagens, zehn Tonnen auf dem Hänger. Auf sechzehn Rädern transportiert „Jumbo" diesmal fünfzehn Tonnen Rohlinge, gegossen in Weimar, zur Weiterverarbeitung des Landmaschinen-Werkes in Siófok. Beschleunigt wird „Jumbo" durch ein Fünfganggetriebe, das zusätzlich eine Vorschaltgruppe eingebaut bekam (weiß der Teufel, wie das funktioniert!), damit der grüne Elefant die Berge hinauf- und hinabmarschiert. Gebremst werden die 180 Pferdestärken durch eine pneumatische Bremsanlage, die der Maschine akustisch etwas Animalisches verleiht: Die abgeblasene Druckluft klingt wie das Seufzen eines schwer arbeitenden Tieres.

Zum ersten Mal in meinem Leben sitze ich anderthalb Meter höher über der Straße als im PKW-Sitz. Und ich verstehe, was es heißt, auf Achse zu sein. Das Fahrerhaus liegt über der Vorderachse, und wie man ohne Rückgratschäden diesen Rüttelberuf ausüben kann, weiß ich nicht. Von hier oben wirken die vorbeiflitzenden oder ungeduldig sich stauenden Dacias, Wartburgs und Trabants wie Eselchen und Rennpferde vom Rücken des Elefanten herab.

Der eine „Mahaut"* ist 47 Jahre alt: Rolf Paul nennt seinen grünen Elefanten gelegentlich „Jelinek". Der gelernte Installateur stammt aus Weimar, sein Elefant aus der Volksrepublik Polen. Von 1950 an, als Rolf in die VP eintrat, hat er seinen alten Beruf nur noch im eigenen Badezimmer ausgeübt. Er wurde und blieb Berufskraftfahrer, als er in Ehren den grünen Rock auszog, und seit 1969 ist er im heimischen Kraftverkehrsbetrieb. Doch er sieht ihn selten, den größten Teil des Monats ist er im grenzüberschreitenden Verkehr eingesetzt, wie es auf amtsdeutsch heißt. (Wer hat schon einen LKW schreiten sehen?) Aber Rolf Paul muß ein hervorragender „Mahaut" sein, denn dreimal Aktivist, dreimal Bestarbeiter wird keiner umsonst, und auch die Reise auf der „Völkerfreundschaft" war eine Auszeichnung. Seine Frau Edelgard, Kindergärtnerin im Weimar-Werk, die erwachsenen Kinder und die beiden Enkel sieht er selten. Seine weitesten Routen waren bisher Moskau nach der einen Himmelsrichtung, Lyon und Dunkerque nach der anderen hin. Ob die Familie den Beruf von Vater oder Großvater manchmal verwünscht? „Meine Frau hat mich als Kraftfahrer kennengelernt, und sie kennt das auch heute nicht anders!"

Auf den zweiten „Mahaut" könnte das abgegriffene Wort vom „Kapitän der Landstraße" passen: Uwe Kittel, Jahrgang '51, ebenfalls gebürtiger Weimarer, bewarb sich nach der zehnten Klasse bei der Handelsmarine. Gemeinsam mit einem Jungen aus der Nachbarschaft, mit dem zusammen er auch die 350er EMW-Seitenwagenmaschine in die Sowjetunion, an den Balaton oder nach Masuren gesteuert hatte. Zwischen den Beruf, der das Fernweh stillen sollte, und seine Absichten kam die Armeezeit. Und ein Mädchen namens Angelika. Heute ist die Tochter der beiden schon drei Jahre alt. Frau Marlies ist Fotografin im Dienste der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten in Weimar. „Wenn ich sie mal ärgern will", sagt Uwe mit ernsthaftem Gesicht, „dann hole ich meine alten Bewerbungsunterlagen für die christliche Seefahrt raus, blättere darin und fange an: ‚Jaja, wer weiß, was aus mir noch geworden wäre . . .' "

Zwei Jahre dauerte die Ausbildung als Berufskraftfahrer, zwei weitere die zum Verkehrsmeister. Mit dieser Qualifikation ist er hin und wieder an den Schreibtisch gebunden, und dann hält es ihn kaum. Über die Osterfeiertage dieses Jahres war er mit seinem „Jumbo" an der Trasse. Zwölf Tage dauerte die Fahrt in die Sowjetunion, und diese Strecke ist zugleich seine bisher weiteste. Er hat sie nicht zum ersten Mal zurückgelegt.

* Mahaut: ind. Bezeichnung für Elefantenführer

Marsch über Paß und Puszta

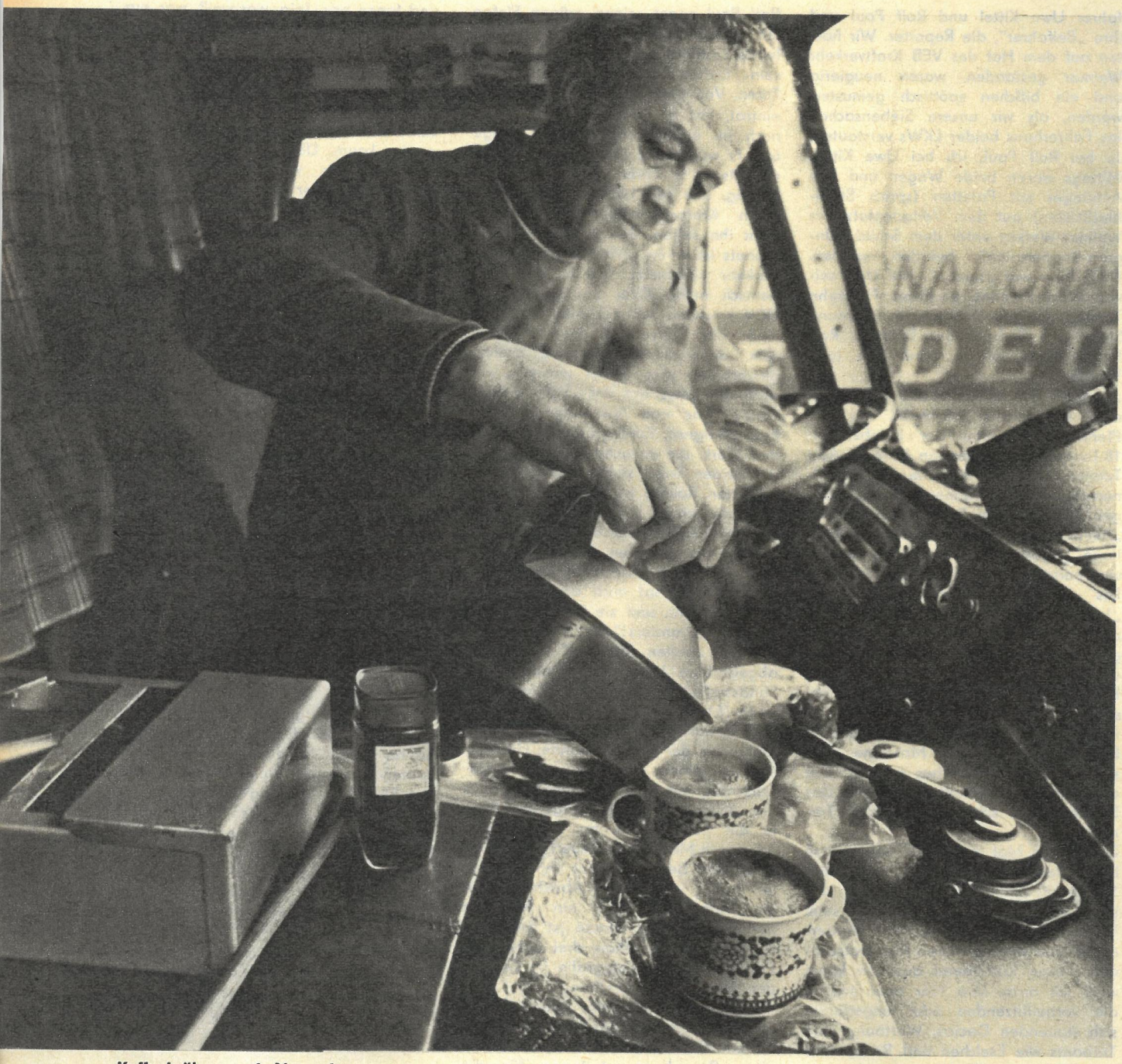
Um sechs Uhr wird aufgestanden. Das heißt, Uwe krabbelt als erster hinter dem Vorhang aus seiner Koje, steigt über den Fahrersitz nach draußen, wäscht sich in der kleinen Plasteschüssel zwischen Maschinenwagen und Hänger. Inzwischen häkle ich mich aus dem Schlafsack, lege den auf Uwes Bett, ebenso die Schaumgummimatratze, die Decke und stelle abschließend das Brett, das über dem Vordersitz mein Bett abgab, zwischen Motor und Sitz. Während ich mich wasche, hat Uwe die Propanflasche aus dem Werkzeugfach an den Kocher angeschlossen, Wasser für Kaffee und Frühstücksei aufgesetzt und die blauumrandete Tischdecke auf die Motorhaube gelegt. Eine dreiviertel Stunde später marschiert „Jumbo" weiter auf der Straße in Richtung Jihlava.

An Maultieren und auch an Elefanten wird gerühmt, sie prüften in unwegsamem Gelände jeden Schritt, den sie gingen. Die grünen Elefanten können sich, trotz der fünfzehn Tonnen Last, solchen Zeitaufwand nicht leisten. Im Spiegel sehe ich, wie Uwe seinen "Jumbo" – ohne hinzusehen! – bis auf Handbreite an den unbefestigten Randstreifen lenkt, um Kollegen vorüberzulassen. Wink mit der Rechten – danke!

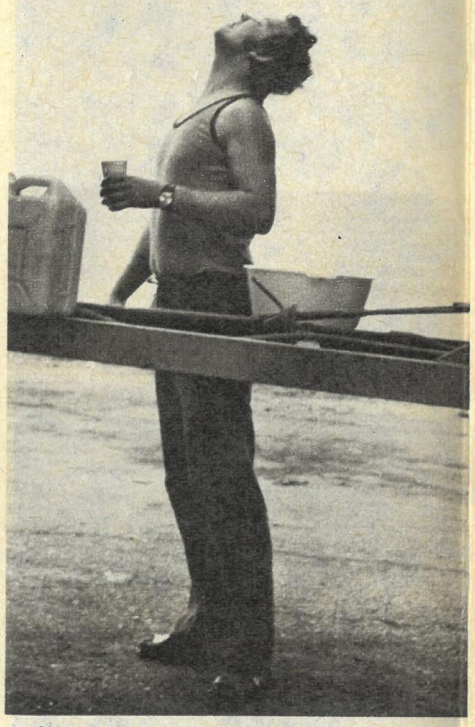
Fortsetzung Seite 18

Uwe – Fahrtvorbereitung

Unbestechlich: Fahrtenschreiber



Kaffeebrühen und Abwasch ...



... Waschen und Zähneputzen ...

Der Marsch der grünen Elefanten

Lichthupe von vorn: Ein Kollege aus Weimar, der ungarische Rückladung ins Weimar-Werk bringt. Freundschaftlichkeit und Solidarität der Berufskraftfahrer untereinander, vielleicht noch aus alten Zeiten, da die Planwagen mit echten Pferden bespannt, die Straßen noch nicht mit Asphalt belegt waren, an Pässen oder von den böhmischen Burgen herab noch bewaffnete Überfälle drohten?

In Velke Mežiriži wird Mittag gegessen. So etwas spricht sich herum, kein Tourist käme darauf: Ein kleines Restaurant gibt es dort, in dem täglich eine andere Vorsuppe und ein anderes Hauptgericht (außer denen auf der Standard-Karte!) serviert wird. Kein einzelner Fernfahrer erwirbt solche Erfahrungen alle alleine, keiner hat auch all die Unfälle gesehen, die Gefahrenstellen für sich behalten: „Die Hauswand ist vor ein paar Monaten zum dritten Mal eingefahren worden!" Oder: „Der setzt jetzt zum fünften Mal den gleichen Zaun. Ein Optimist!"

Neunzig Kilometer vor Bratislava hören die Hopfenfelder auf, beginnen die Weingärten. Noch am hellen Nachmittag kommen die Hochhäuser der slowakischen Hauptstadt in Sicht. Über die Donau spannt sich das Wahrzeichen der Stadt, die Brücke, deren Haltetrossen von einer fliegenden Untertasse gekrönt werden. (Haben Sie schon mal eine gesehen? Aber Sie wissen nun, wie dieses Café dort aussieht?) Kurz vor sechzehn Uhr stehen wir an der rot-weiß-grünen Schranke. Kurz nach sechzehn Uhr prangt die dritte Zollplombe an beiden Fahrzeugen. (Die erste war im Weimarwerk angebracht worden, die zweite an der ČSSR-Grenze.) Der Posten zwinkert Jo zu, ob wir vielleicht ein paar Kilo Haschisch einschleusen. Jo antwortet mit der gleichen gespielten Würde: „Hm. Ein paar ganz kleine. Im Benzinkanister."

In Rajka, dem ungarischen Grenzstädtchen, essen wir Abendbrot und tanken. (Die Fahrzeuge!) Um 18 Uhr sind wir in Györ. Wie das zugeht, kann ich nicht beschreiben. Manchmal habe ich auf den Tacho gesehen. Nie ist Uwe schneller gefahren als 80 Stundenkilometer, die Berge hinauf und hinunter manchmal nur zehn, zwanzig. Trotzdem sind wir kurz nach 20 Uhr in Siófok. Der Pförtner, begleitet von einem kleinen zerzausten Hund, öffnet das Tor zum Werkgelände. Uwe entnimmt dem Fahrtenschreiber das runde Blatt Papier, auf dem rot die Zeit des Fahrtantritts, die gefahrenen Kilometer, sogar die Fahrtgeschwindigkeit, die Zeit der Ankunft aufgezeichnet sind. Von Weimar bis hierher haben beide Wagen 949 Kilometer Wegstrecke durch drei RGW-Länder zurückgelegt. Ein paar Minuten nach uns rollen Rolf und Jo mit dem Jelcz auf den Werkhof.

Am Vormittag des Mittwoch kommt der Zollkontrolleur, begutachtet Plomben und Ladung. Der Gabelstapler kann die Paletten entladen. Fast gleichzeitig kommt noch jemand, eine unangenehme Überraschung: Die Hinterachsen für den Mobilkran, unsere Rückladung nach Weimar, sind nicht fertig. Auch der Betrieb hier in Siófok ist auf weitere ungarische Kooperationsbetriebe angewiesen. Einer von denen hat seine Termine nicht eingehalten. Vor Freitag sind die Achsen nicht fertig. Anruf in Budapest. „Deutrans", Chef aller DDR-Kraftverkehrsbetriebe, hat dort eine Niederlassung: „Habt ihr eine Rückladung für uns?" – Antwort: „In Budapest stehen Dutzende von Fernlastzügen, die hintereinander Fracht in Budapest angefahren haben, die alle auf Rückladung warten. Bleibt an Ort und Stelle!"

„Schatzi, ich komme, ist bloß die Frage, wann!" seufzte Uwe und meinte seine Frau zu Hause. Und an meine Adresse: „Vergiß es!" Dann repariert er irgendwas, woraus dauernd Bremsflüssigkeit auf den staubigen Werkhof tropft. Abends unterhalten wir uns mit Endre Viola, dem Obermeister, der Nachtschichten angeordnet hatte, damit die Achsen fertig werden sollten, und nun fehlen ein paar Teile. „Diesmal habe ich zu Hause gesagt, es ist ja nicht weit, am Freitagabend sind wir bestimmt zurück." Rolf denkt an seinen Garten, Uwe an Töchterchen Nicole. Am nächsten Morgen ist noch keine Rede von Rückladung, obwohl die Teile gekommen sind. Urlaub außer der Reihe: „Wenn ihr das veröffentlicht, dann denken die Leute – Fernfahrer, das ist ein Traumberuf! Die aalen sich mitten in der Woche am Balaton." Wir frozzeln über die Kapitäne der Landstraße bei Seegang, erzählen Witze, solange der Vorrat reicht, verbergen die Unruhe. Als wir abends zurückkehren vom Strand, stehen da zehn gelbgespritzte Hinterachsen auf roten Halterungen. Letzte Übernachtung in den Wagen auf dem Werkhof. Am Morgen, gegen neun Uhr, kommt „intercontrol G.m.b.H.", um die Achsen zu begutachten. Die „Warenkontrollgesellschaft der DDR", Inspektion Budapest, wird hier vertreten durch den Ingenieur Rudolf Glaubitz. Er dreht an den Achsrädern, läßt Bowdenzüge anziehen, lösen, anziehen. Im Auftrag der DDR-Außenhandels-Unternehmen werden hier und in Fahrzeugbetrieben (wie „Ikarus" in Budapest oder Székesfehérvár) geprüft, damit Nacharbeit in den Kooperationsbetrieben nicht nötig wird. Glaubitz ist für die zeichnungsgerechte Fertigung der Teile verantwortlich, und nur im

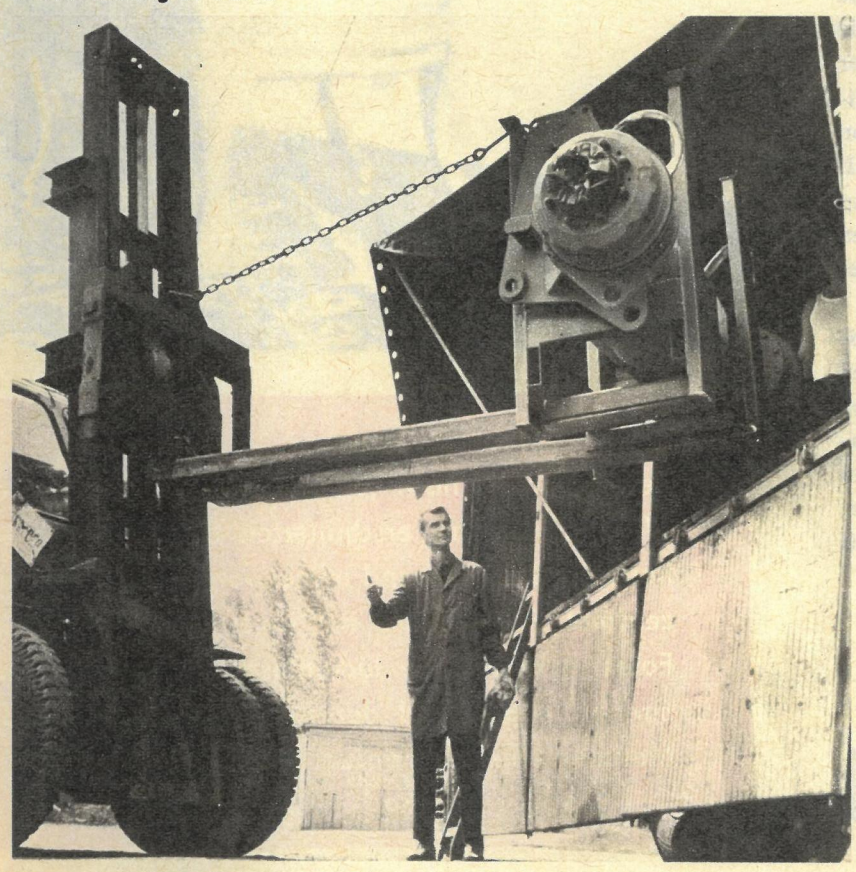
...nach Fernfahrerart

äußersten Fall wird per Telex in Berlin eine Entscheidung angefordert. Die Entscheidung in Siófok lautete: Von den zehn Achsen dürfen neun verladen werden.

Zehn Tonnen nur, aber mit einem Verrechnungswert von 10 014 Rubeln und drei Kopeken! Rolf hat abermals Paletten mit Halbfertigteilen undefinierbarer Bestimmung geladen.

Bei strömendem Regen kommen wir abends auf einem Parkplatz an, ungefähr sechzig Kilometer südlich von Prag, hinter uns zehn Stunden Fahrt. Endlich ein Bier. Ein bißchen Unterhaltung vor dem Schlaf. Wo bleibt denn nun die zehnstündige, die vorgeschriebene Ruhezeit? Rolf: „Ich bekomme meinen Auftrag, und den erfülle ich. Wie – das ist ausschließlich meine Angelegenheit. Hauptsache ist Sicherheit." Kraftfahrergespräche. Die Unfälle, die sie alle schon gesehen haben. Die idiotischen Umstände, unter denen Menschen dabei zugrunde gingen. Immer wieder das Thema Übermüdung, der winzige Moment Unachtsamkeit. Die Autos, die sie schon gefahren haben. „Da ist mir doch mal im Ausland die Kupplung in die Gegend geflogen. Bei 75 auf der Autobahn! Unter voller Belastung mit 18 Tonnen. Dann ist das A und O, daß die Bremsen funktionieren. Vor jedem Fahrtantritt überprüfen! Da hängt die Fracht dran, da hängt die Gesundheit dran, da hängt die Familie mit dran. Wenn die Bremsen in Ordnung sind, kannste immer noch was machen. Der Bremsweg? Na, es war abschüssig, und bei 75... wir brauchten wohl gut 150 Meter. Es tat einen unheimlichen Schlag gegen das Kupplungspedal, und dann hatte es die Glocke vollkommen zermirschelt, alles drunter und drüber. Und wir standen beide mutterseelenallein. Der erste Helfer war ein Gendarm. Dann tauchte zu unserem Glück ein DDR-PKW auf, ein Dienstreisender. Dem haben wir auf der Motorhaube ein Fernschreiben diktiert, er hat es in der nächsten Stadt aufgegeben. Passiert war das alles an einem Freitagnachmittag. Am Sonnabendmorgen war schon ein PKW mit Ersatzteilen vom Betrieb da." „Weißte, was ich vergessen habe?" fällt Uwe ein. „Meine Trompete. Damit ich zur Nachtruhe blasen kann."

Frachtbeladung in Siófok



Der Sonnabend beginnt auf dem Parkplatz südlich von Prag um acht Uhr morgens. Nur zögernd rücken die RGW-Elefanten bulgarischer, ungarischer, rumänischer Herkunft ab. Eigentlich besteht in den Morgenstunden für LKWs Feiertags-Fahrverbot. Aber die tschechoslowakischen Funkwagen-Besatzungen sehen den grünen Elefanten ungerührt hinterher. Obwohl sich lange Schlangen von vierrädrigen Ausflüglern hinter den beiden Elefanten bilden, wenn die mit zehn, zwanzig Stundenkilometern die Berge hinaufkeuchen.

Letzter Aufenthalt vor der Grenze nach Zinnwald hinüber. Uwe trägt wieder sein dickes Bündel Begleitpapiere und die Pässe ins Zollgebäude. Lastzüge und PKWs stauen sich kaum, obwohl die Schlange lang ist. Unsere leise Befürchtung, ob es denn überhaupt rentabel sei, die (gegenüber der Eisenbahn beweglicheren und schnelleren) Elefanten zwischen Weimar und Siófok mit Rohlingen hin- und Halbfertigteilen herfahren zu lassen, beantwortet diese Versammlung an der Grenze hier.

Da steht ein skandinavischer Zug, der Zement in Säcken bis in den Iran hinunterfährt. Am Heck das blauweiße Schild „TIR, das für „transport international marchandises par la route" steht, auf deutsch – „Internationaler Warentransport auf bestimmten Leitwegen". Neben uns hält ein Elefant, bespannt mit nachtblauen Planen, die die Aufschrift tragen: „Himalaya-Trail. Europa – Nepal – Thailand." Gemessen an den Bergpässen, die er überquerte, den Straßen, die er über- und durchfuhr, war unsere Tour durch drei RGW-Länder geradezu eine freundschaftliche Spritztour, von Haustür zu Haustür.

Über die Donau in Bratislava

Auf dem Abschlußzeugnis – man schrieb das Jahr 1887 – bescheinigte der Simbirsker Gymnasialdirektor Fjodor Kerenski dem Schüler Wladimir Uljanow außergewöhnliche Begabung. Sein einziger Fehler bestehe in seiner übermäßigen Zurückhaltung. An dieser Schwäche krankte der Sohn des Schuldirektors nicht. Rampenlicht, sofern es auf ihn fiel, liebte Alexander Kerenski über alles. Beflügelt von einem abnormen Geltungsbedürfnis, schwang er sich zwischen den beiden russischen Revolutionen des Jahres 1917 auf den Sessel des Ministerpräsidenten. Kaum saß er, hetzte er seine Geheimpolizisten auf den begabtesten Absolventen des Sibirsker Abiturientenjahrgangs 1887, der sich inzwischen Lenin nannte.

Napoleon war Kerenskis Lieblingsrolle. Wo er ging und stand, warf er sich in die entsprechende Pose und steckte die Rechte zwischen zwei Knöpfe seiner betont schlichten Uniformjacke (unser Bild: Kerenski, zweiter von rechts, mit Adjutanten in einem Salon des Moskauer Kreml). Im übrigen erschöpfte sich sein Bonapartismus in billigen Tricks, die er vermutlich während seiner Advokatenlaufbahn erprobt hatte. So erschlich er sich mit einem kalkulierten hysterischen Auftritt – „Ich spreche zu Ihnen aus der Tiefe meines Herzens ... Wenn Sie mir nicht vertrauen ... bin ich bereit ... hier vor Ihren Augen ... zu sterben ...“ – die Zustimmung des Petrograder Sowjets, dessen stellvertretender Vorsitzender er war, zu seinem ersten Ministerposten. Da trotz entgegenstehender Beschlüsse niemand im überraschten und ohnehin politisch unerfahrenen Plenum auf dem Nachweis seiner Todesbereitschaft bestand, nahm der Komödiant den geteilten Beifall als Legitimation und verschwand, bevor jemand auf die Idee einer Abstimmung kommen konnte, wieder im rechten Flügel des Taurischen Palais', wo die anderen Minister darüber brüteten, wie sie, wenn schon nicht den Zaren Nikolaus, wenigstens die Monarchie retten könnten. Im Sowjet wurde Kerenski für Wochen nicht mehr gesehen. So begann seine Karriere, so ging es weiter.

Vom Putsch des Generals Kornilow wußte der Ministerpräsident wenigstens vierundzwanzig Stunden vorher. Auf Kornilows konterrevolutionärer Kabinettsliste stand sein Name als Justizminister. Da Kerenski aber von zwei Betrügern der gerissenere war, und da er es außerdem vorzog, zu den Siegern zu zählen, ließ er sich die Kastanien von den bolschewistischen Roten Garden aus dem Feuer holen. Eingehüllt in die Toga des Retters der Revolution, ernannte er sich selbst zum Oberbefehlshaber und den General Alexejew, der die Revolution noch stumpfsinniger haßte als Kornilow, zu seinem Stabschef.

Als die rechtsstehende Kadettenpartei – Lenin stufte Kerenski als „Halbkadett“ ein – im August kategorisch verlangte, „endlich mit den Sowjets Schluß zu machen“ (in denen Kerenskis eigene Partei, die Sozialrevolutionäre, zusammen mit den Menschewiki noch immer die Mehrheit besaß), machte der „Verteidiger der Revolution“ vier dieser eingefleischten Konterrevolutionäre zu Ministern seiner dritten Koalitionsregierung. Der zaristische Ex-Premier Stürmer kam gegen Kaution aus der Haft frei, den Bolschewiki drohte der gelernte Rechtsanwalt mit einer Gewalt, „die ihnen die Zeiten des Zarismus in Erinnerung rufen wird“. Gegen Kornilow erließ er nicht einmal pro forma einen Haftbefehl, die Bolschewiki füllten die Gefängnisse, aus denen sie gerade gekommen waren, mit oder ohne Haftbefehl.

„Wir Revolutionäre haben ein Recht auf den Tod ...“, lautete eine seiner liebsten Phrasen, mit denen er vor allem an der Front hausieren ging. Als die Oktoberstunde schlug, machte er von diesem Recht keinen Gebrauch. Kerenski zog es vor, Petrograd in einem Auto der amerikanischen Botschaft zu verlassen. Später setzte er seine Flucht, als Frau verkleidet, fort und ernährte sich bis in sein neunundachtzigstes Jahr, zuerst in Paris, dann in den USA, von der selbstgewebten Legende, mit ihm sei die russische Demokratie außer Landes gegangen.

Sechzig Jahre nach jenen Oktobertagen, die die Welt von damals erschütterten und die Welt von heute noch immer und immer von neuem bewegen, zeichnet FREIE WELT mit einer Folge historischer Fotos – ohne eine lückenlose Chronologie anzustreben – ein Bild der russischen Szene in den Monaten zwischen Februar und Oktober 1917.

Text: Jürgen Jessel; Foto: Archiv

Der kleine Advokat in Napoleons großen Stiefeln

N SMOLNY UND WINTERPALAIS ★ ZWISCHEN SMOLNY

Das Institut am Wald

Abram Joffe – seit Jahrzehnten ist dieser Name untrennbar mit der Geschichte der Physik verbunden. Die Entstehung des von ihm geleiteten Instituts ist zugleich ein Stück Entwicklungsgeschichte der sowjetischen Wissenschaft.

Der Feuerkopf

Gelehrte und Wissenschaftler wie der Physiker Joffe und der Physiologe Pawlow, der Biologe Mitschurin und der Röntgenologe Nemjenow legten den Grundstein für die Leistungsfähigkeit der Sowjetwissenschaft. In drei Folgen berichtet FREIE WELT vom schweren Anfang in den ersten Jahren nach der siegreichen Oktoberrevolution.

Diesiger, naßkalter Nebel hing an jenem Oktobermorgen des Jahres 1917 über der Newa. Der junge Physiker Frenkel machte sich auf den Weg zur Universität, um sein Magisterexamen abzulegen. Er sollte nicht weit kommen. Bei der Palastbrücke, wo zwischen Gewehrpyramiden und qualmenden Lagerfeuern revolutionäre Matrosen und Soldaten hockten, versperrte ihm ein breitschultriger Uniformierter den Weg: „Die Brücke darf niemand passieren!"

Frenkels Argumente machten keinen Eindruck auf den Posten. Der junge Physiker mußte umkehren. Als er einige Tage darauf einen der Examinatoren traf, putzte ihn der alte Herr erbost herunter: Was er sich einbilde! Drei Professoren seien eigens gekommen, um ihm die Prüfung abzunehmen, und hätten eine geschlagene Stunde umsonst gewartet!

„Aber da war doch Revolution", versuchte sich Frenkel zu rechtfertigen.

„Junger Mann!" rief da der aufgebrachte Professor. „Merken Sie sich: Für Wissenschaftler gibt es keine Revolutionen!"

Diese Geschichte ist verbürgt, und jener aufgebrachte alte Herr war ganz sicher kein Einzelfall. Daß aber der Matrose, der den Kandidaten der Physik Frenkel am Überqueren der Brücke gehindert hatte, zu jenen gehörte, die längst dabei waren, seine These zu widerlegen, vermochte der zornige Professor wahrscheinlich nicht einmal zu ahnen.

Physik aus erster Hand

Einigen russischen Wissenschaftlern jedoch schien gerade die Revolution neue Möglichkeiten zu eröffnen. So beschäftigte sich der Röntgenologe und Professor der Medizin Nemjenow bereits seit Jahren mit der Idee der Gründung eines Röntgenologischen und Radiologischen Instituts. Dieses Institut sollte keine Lehranstalt sein, sondern der rein wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiet dienen.

Ein solches Institut war seit langem nötig, denn bevor man die Röntgen- und radioaktiven Strahlen in der praktischen Medizin nutzbringend anwenden konnte, mußte man erst einmal ihre Eigenschaften gründlich erforschen. Aber das war bisher ein noch weitgehend unerschlossener Bereich, denn in den Jahren vor der Oktoberrevolution hatte gerade die Physik innerhalb des Lehrbetriebs der Petersburger Universität ein geradezu sträflich vernachlässigtes Schattendasein geführt. So sah Nemjenow in der Revolution auch eine neue Hoffnung für seine Idee. Und der erste Volkskommissar für Volksbildung des neuen Sowjetstaates, Lunatscharski, erwies sich als sein eifrigster Fürsprecher, mit scharfem Verstand erkennend: Dieser Medizinprofessor war „einer der wenigen Menschen der Wissenschaft, die bereit waren, in dem Umsturz etwas Vielversprechendes und Erfreuliches zu sehen".

Im Frühjahr 1918 begannen die Verhandlungen über die Gründung des Instituts. Lange davor jedoch hatte sich Nemjenow bereits nach geeigneten Mitstreitern umgesehen. Vor allem brauchte er für die physikalisch-technische Abteilung, gewissermaßen die Basis des neu zu gründenden Instituts, einen Physiker von Rang und zugleich einen Menschen, mit dem ihn mehr als nur das rein wissenschaftliche Interesse verband. Beides sollte er in dem Petrograder Privatdozenten und Physikprofessor Abram Joffe finden.

Joffe hatte nach einem Physikstudium in München, wo unter anderem auch Wilhelm Konrad Röntgen sein Lehrer gewesen war, 1913 den Auftrag erhalten, am Polytechnischen Institut und an der Petersburger Universität Vorlesungen über die Strahlungstheorie zu halten, und hatte sich in kurzer Zeit den Ruf eines der begehrtesten Dozenten der Hauptstadt erworben. Wohin er auch kam, ging ihm der Ruf eines Sturmvogels voraus, und das nicht nur, weil er sich die „radikalen" Ideen seiner Studentenzeit erhalten hatte. Man kam von anderen Fakultäten, ja selbst aus anderen Instituten, um die Vorlesungen dieses Mannes zu hören und sich durch die Phantasie seiner Experimente immer wieder in Erstaunen versetzen zu lassen. Hier bekam man tatsächlich Physik aus erster Hand. Und aus was für einer Hand! Dieser Professor Joffe hatte das Elektron sozusagen „gewogen", hatte mit absoluter Präzision und Schlüssigkeit die Existenz dieses kleinsten Materieteilchens nachgewiesen. Ein Feuerkopf. Ein Mann, wie geschaffen, die Pläne Nemjenows in die Tat umzusetzen.

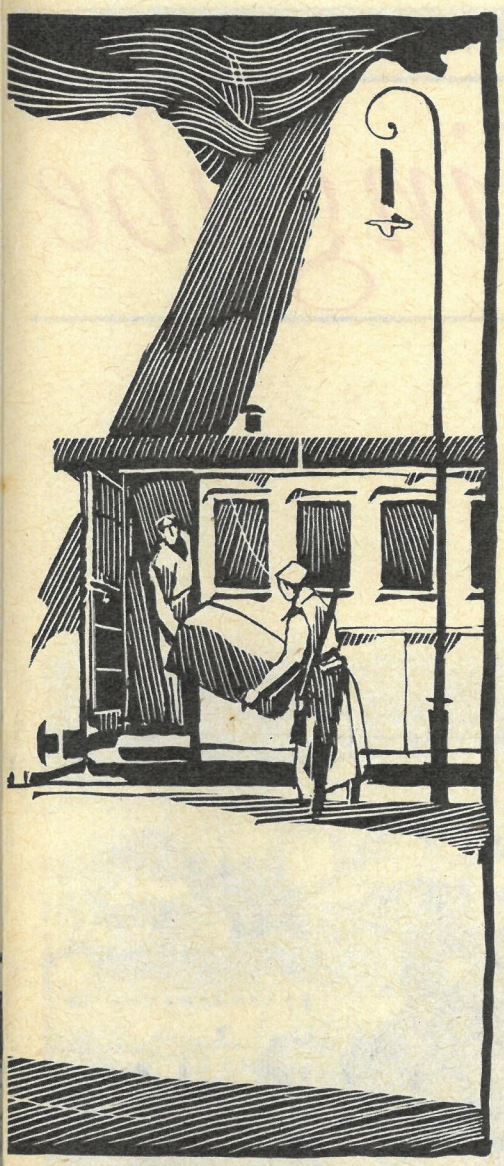
Nemjenows Idee schien ihm doppelt verlockend. Nicht nur, weil sie in einer Situation der allgemeinen Verzagtheit und Müdigkeit unter den Gelehrten eine echte und neue Impulse gebende wissenschaftliche Arbeit versprach, sondern auch, weil er es als „gelernter Ingenieur", der er von seiner Ausbildung her war, für eine erstrangige und verpflichtende Aufgabe hielt, die sogenannte „reine" Physik mit den Bedürfnissen der Praxis zu verbinden. Und so hatte auch er sich schon lange Gedanken darüber gemacht, wie man die physikalischen Forschungen anlegen könne, damit die Physik möglichst rasch zur Basis künftiger Technik werden kann.

Joffe sagte zu, begeistert und bereit, sich mit Elan in die neue Aufgabe zu stürzen.

Aber noch gab es weder Räume noch Mitarbeiter. Noch existierte dieses Institut nicht einmal auf dem Papier. Doch Nemjenow drängte: „Organisieren Sie die Gründungsversammlung, ich besorge indessen das Papier und die nötige Unterschrift!"

„Genehmigt – Lunatscharski"

Die Professoren und Wissenschaftler, die Joffe ins Polytechnische Institut



geladen hatte, kamen nicht ohne Skepsis. Sie hörten mit Interesse an, was Joffe ihnen zu sagen hatte, und es erschien ihnen allen als eine etwas ausgefallene Idee, nicht unbedingt aussichtsreich, aber immerhin ... Doch Joffe verstand, sie zu packen. Jeden einzelnen von ihnen. Aber je eifriger die Geladenen das neue Projekt diskutierten, desto unruhiger und nervöser wurde der Gastgeber.

Wo blieb Nemjenow mit dem Papier? Faktisch hatte er, Joffe, die werten Kollegen hierher eingeladen, ohne dazu von irgendeiner Seite bevollmächtigt zu sein. Die Situation wurde ihm von Minute zu Minute peinlicher. Nie zuvor hatte eine ähnliche Versammlung ohne ein entsprechendes Papier stattgefunden, gesiegelt oder zumindest unterschrieben von irgendwem. Im Grunde genommen eine Bagatelle, aber sie konnte die ganze Geschichte kompromittieren. Hatte Nemjenow sein Versprechen vergessen?

Nemjenow hatte nichts vergessen. Aber als er ins Volkskommissariat für Volksbildung kam, um das Papier abzuholen, erfuhr er, daß das Kommissariat, ebenso wie die gesamte Sowjetregierung, nach Moskau umziehe. Außer einem Sekretär waren bereits alle am Bahnhof. Verzweifelt trug Nemjenow dem Sekretär seine Angelegenheit vor. Dieser fertigte unverzüglich ein Papier im Namen des Volkskommissars aus. Doch noch fehlte die Unterschrift.

Der Professor ergriff das Papier, stürzte hinaus. Zum Oktoberbahnhof! Aber die Straßenbahn fuhr nicht, und an eine Droschke war nicht einmal zu denken. Atemlos lief Nemjenow zu Fuß. An der Eingangstür zum Bahnhof stand ein Posten: „Eintritt nur mit besonderem Passierschein!“

Joffe indessen, im Polytechnischen Institut, war längst verstummt, hörte nur noch den immer heftiger debattierenden Kollegen zu. Er konnte nicht wissen, daß das Schicksal des künftigen Instituts in diesem Augenblick durch die Rotarmistenwache im Tor des Oktoberbahnhofs entschieden wurde. Der Posten entschied, daß der aufgeregte Professor da vor ihm ein wichtiges Papier habe, das der Volkskommissar unbedingt vor Abfahrt des Zuges noch unterschreiben müsse. Allerdings sei die Abfahrtszeit bereits vorüber.

Nemjenow stürmte in das Bahnhofsgebäude und stürzte, nicht ohne — für alle Fälle — noch Tinte und Feder aus der Bahnhofskasse mitzunehmen, auf den Bahnsteig. Der Zug stand noch da!

Im Waggongang stehend, unterzeichnete der Volkskommissar das Papier: „Genehmigt — Lunatscharski“.

Nemjenow atmete auf. Mit einer Stunde Verspätung traf er im Polytechnischen Institut ein. Die ordnungsgemäße Gründung der physikalisch-technischen Abteilung des künftigen Röntgenologischen und Radiologischen Instituts konnte vollzogen werden.

Joffe drückte Nemjenow die Hand. Er verstand schon nicht mehr, daß er auch nur eine Sekunde lang an dem Wort dieses Mannes hatte zweifeln können. Er bewunderte in dieser Minute nicht nur den Wissenschaftler, sondern auch den Menschen Nemjenow und dessen rückhaltloses Vertrauen in die neue Macht, und er begriff, daß auch er sich entscheiden mußte für dieses Neue — und nicht nur in Worten.

Entscheidung auf der Krim

Den ersten Sommer nach der Revolution verbrachte Joffe auf der Krim, wo auch seine Familie lebte. Es wurde ein Sommer der Bilanz. Aber auch ein Sommer der Entscheidung. Und das nicht nur für ihn.

Einer seiner Lieblingsschüler, der junge Physiker Frenkel, hatte inzwischen sein verunglücktes Examen nachgeholt, hatte in einem Monat sämtliche Prüfungen abgelegt und damit alle bisherigen Universitätsrekorde gebrochen und war ebenfalls auf die Krim gekommen, um seine dort lebende Mutter zu besuchen. Wie Joffe sympathisierte auch Frenkel mit den Bolschewiki, obwohl er ihre Bemühungen für „utopisch“ hielt. So schrieb er noch im Dezember 1917 seinem Vater: „Aber ich kann nicht umhin, diesem Versuch eine gewisse Größe zuzuerkennen und ihnen selbst ungewöhnliche Kühnheit, Logik und Konsequenz; ich kann auch nicht umhin, ihnen Erfolg zu wünschen ... man muß sie unterstützen.“

Joffe stimmte mit dieser Haltung seines ehemaligen Schülers und künftigen Kollegen völlig überein, zumal die wissenschaftlichen Diskussionen, die die beiden während ihres gemeinsamen Aufenthalts auf der Krim führten, immer mehr von den politischen Ereignissen bestimmt wurden.

Wenn Joffe noch unsicher gewesen wäre, wo sein endgültiger Platz sein würde, die hinterhältigen Schüsse auf Lenin im August jenes Jahres ließen keinen Zweifel mehr zu. Jahre später erinnert sich Joffe an diese für sein weiteres Leben so entscheidenden Wochen: „Nachdem ich den Sommer auf der Krim verbracht hatte, wo sich unter dem Schirm der deutschen Besatzungsarmee die bürgerliche Macht hielt, bestimmte das Attentat auf Lenin in Moskau und der tierische Haß der Krimliberalen gegen das Proletariat endgültig meine Position. Es gab für mich keinen Zweifel mehr..., hier erkannte ich erstmals den Sinn des Klassenkampfes und das Wesen der Konterrevolution... Das Attentat auf Lenin war für mich die entscheidende Etappe, die mir den Anstoß gab, vom ‚Sympathisanten‘ zum aktiven Teilnehmer der Revolution zu werden...“

Wenige Tage, nachdem er die Nachricht von dem verbrecherischen Anschlag in Moskau erhalten hatte, packte Joffe die Koffer und kehrte endgültig in das rote Petrograd zurück. Der Semesterbeginn stand vor der Tür, und — darüber machte er sich keine Illusionen — der Aufbau des neuen Instituts würde seine ganze Kraft in Anspruch nehmen.

Leiter und einziger Mitarbeiter

Das Polytechnische Institut empfing den aus dem Urlaub zurückkehrenden Professor mit ungewöhnlicher Stille. Auch das Wäldchen mit der kleinen Parkanlage, sonst erfüllt mit den Stimmen debattierender Studenten, lag still und verlassen. Gähnende Leere auch in den Hörsälen. Nur hier und da ein paar Unentwegte, die wie eh und je den Vorlesungen der Dozenten folgten.

Die Sorge um das tägliche Brot hatte bei den meisten alle anderen Sorgen verdrängt. Kein Wunder allerdings bei den mehr als kärglichen Rationen, die sowohl den Professoren als auch den Studenten zur Verfügung standen. Ganze fünfhundert Gramm Hafer. Der Speisezettel der Mensa verzeichnete halbgare Grassuppen und gelegentlich ein Stückchen unansehnlichen Hering dazu. Darüber hinaus kroch an trüben Tagen schon die erste Kälte durch Säle und Gänge und kündete vom herannahenden Winter. Dennoch vermochte all diese Trostlosigkeit ringsum den Optimismus des zurückgekehrten Professors nicht zu beeinträchtigen. Im Gegenteil, je mehr Studenten ausblieben, je weniger pädagogische Arbeit zu leisten war, desto intensiver konnte sich Joffe dem Aufbau des neuen wissenschaftlichen Instituts widmen.

Schon im April hatte Lenin den Entwurf eines Planes wissenschaftlich-technischer Arbeiten ausgearbeitet, und er hatte bereits mehrmals unmißverständlich unterstrichen: Der Sozialismus ist unvorstellbar ohne eine Technik, die auf dem letzten Stand der modernsten Wissenschaft basiert. Und in dem Entwurf einer Reform der wissenschaftlichen Einrichtungen der RSFSR, der im gleichen Jahr vorgelegt wurde, hieß es: Die Wissenschaft ist eine der wichtigsten Produktivkräfte — deshalb ist die Revolutionierung der Wissenschaft die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Augenblicks und gleichzeitig eine der verantwortungsvollsten und schwierigsten ...

Und an Schwierigkeiten war wahrhaftig kein Mangel, an großen wie auch an kleinen, die mitunter sogar nicht einer gewissen Komik entbehrten, etwa wenn es für Joffes Kollegen darum ging, die richtige Form für den Umgang mit den Vertretern der neuen Macht zu finden. So bereitete es dem Nestor der Petrograder Wissenschaftler, Professor Chwolson, einiges Kopfzerbrechen, wie er den Volkskommissar Lunatscharski anläßlich eines Besuchs der Universität begrüßen sollte. Das Wort „Herr“ hätte vielleicht wie eine Herausforderung geklungen, und das Wort „Genosse“ erschien dem siebzigjährigen Professor nicht nur ungewohnt, sondern auch wenig respektvoll. So entschloß er sich schließlich nach langem Zögern zu einem Kompromiß und empfing den Volkskommissar mit den Worten: „Herr Genosse Lunatscharski ...“ Eine Kleinigkeit am Rande scheinbar, und doch bezeichnend für die Bereitschaft vieler bürgerlicher Wissenschaftler im damaligen Petrograd, mit der neuen Sowjetmacht zusammenzuarbeiten, eine Bereitschaft, die es auch Joffe trotz aller Schwierigkeiten ermöglichte, in den Räumen des alten Polytechnischen Instituts den Grundstein für eine neue, bedeutende wissenschaftliche Forschungseinrichtung zu legen.

Am 23. September 1918 wurde Joffe offiziell zum Leiter der physikalisch-technischen Abteilung des neuen Röntgenologischen und Radiologischen Instituts ernannt, und es läßt sich heute ohne Übertreibung sagen, daß mit diesem Tage die Geschichte der sowjetischen Physik begann. Es war allerdings ein mehr als schlichter Beginn. Die Ernennungsurkunde, ein paar leihweise zur Verfügung gestellte Laborräume — das war alles, worüber der frischgebackene Abteilungsleiter verfügen konnte. Und er war zugleich sein einziger Mitarbeiter.

Woher die übrigen holen?

Text: Hasso Laudon nach Lew Kokin „Als unsere Akademiemitglieder jung waren“, Moskau.
Zeichnung: Karl Fischer

Lesen Sie im nächsten Heft: Joffes Feuerchen

TARAS SCHEWTSCHENKO

Hingabe

Taras Schewtschenko,

der ukrainische Nationaldichter des 19. Jahrhunderts, lebte von 1814—1861. Als Begründer der ukrainischen Literatursprache kämpfte er für die nationale und soziale Befreiung der Ukraine von der Unterdrückung durch den Zarismus. Aus seiner engen Bindung zu den Völkern Rußlands und der Ukraine entstanden volksliedhafte Gedichte, Balladen, historische Verserzählungen und gesellschaftskritische Dichtungen („Der Kobsar", „Die Haidamaken").

Sonne, Sonne, Wald und Wiesen
Schön ist's, leben bei den Lieben.
Schöner, hinter Berg und Höhen
Mit dem jungen Schätzchen gehen.
Durch den dunklen Wald hin ruf ich,
Mein getreues Liebchen such ich.
„Sag, wo bist du, hör, wo bleibst du?
Komm, ans Herz dich drücken, Liebste.
Komm, mein Herz, im schmucken Kleide.
Hochzeit machen wir jetzt beide.
Vater, Mutter darf's nicht wissen,
Wo wir uns die Nacht durch küssen."
Ach, ich lieb ihn und versteck mich.
Hätt' ich nie mit ihm geneckt mich.
Hätt' sie niemals sollen lieben.
Wär' ich nur allein geblieben.

Deutsche Nachdichtung: Erich Weinert

und Bedenken

VOLKMAR BILLEB fotografierte in KIEW

Diese Tränen sind kein Glyzerin. Sie sind echt. Es sind die Tränen der Donna Anna, die glaubt, Don Juan würde sie lieben. Aber Don Juan liebt nur sich selbst. Der Schmerz und die Hoffnung leben in diesem Gesicht, das die Schauspielerin Gulshan der Donna Anna leiht – für Minuten, für zwei Stunden in dem sarkastischen Spiel des Schweizers Max Frisch um den bewunderten, verabscheuten, geliebten, gehaßten Typus des Abenteurers d'amour.

„Mir ist so bang..."

DON JUAN UND DIE LIEBE ZUR GEOMETRIE – moderne, zeitgemäße Auslegung eines alten Themas. Der Autor schrieb sein Stück 1952. Für ihn ist Don Juan kein Verführer; das, so sagt Frisch, sei ein Mißverständnis der Damen, Don Juan sei ein Sucher, verwandter mit Faust als mit Casanova. Also ein Windbeutel mit Philosophie oder ein Philosoph, der sich als Verführer tarnt? Donna Anna alias Gulshan sieht das noch anders. Don Juan sei nicht fähig zum Wir, er wäre ein Außenseiter, der Partnerbeziehung, Gemeinsamkeit, Verantwortung für andere ablehne. Deshalb ginge von dieser Figur soviel Kälte aus. Das Rätselhafte, Untergründige an Don Juan sind nicht seine leichtfertigen Abenteuer, sondern seine vollkommene Gefühlslosigkeit.
Entsetztes Staunen, Schmerz, Verzweiflung, Nachdenklichkeit – sehbarer, ansehbarer Ausdruck eines komplizierten Prozesses. Erschaffung eines neuen Menschen, künstlerische Reproduktion, in der der Schauspieler Produzent und Produkt zugleich ist. Wenn es eine Technik gibt, mit Hilfe derer man Gefühle hervorbringen kann, die eine andere Person vor Zeiten überwältigt haben – Gulshan Aspetowa beherrscht diese Technik. Die Tochter eines kasachischen Viehzüchters hat die Schwierigkeit zu

Szenen aus DON JUAN UND DIE LIEBE ZUR GEOMETRIE

Gulshan als Bojarin, bewundert von jungen Theaterenthusiasten

„Er und kein andrer..."

GULSHAN

meistern gelernt, in einen anderen Menschen zu schlüpfen, ohne ihre eigene Persönlichkeit zu verleugnen. Letzteres wäre auch ganz unmöglich. Bringt nicht jeder Schauspieler auch seine eigenen Lebenserfahrungen, Urteile und Erkenntnisse in die Rolle ein? Gulshan ist glücklich verheiratet, hat einen Sohn, für den sie ihrer künstlerischen Aufgabe manche Stunde stiehlt. Sie hat eine Liebe, die sie großenteils ihrem Beruf opfert: Liebe zur Natur. Eigentlich, so merkwürdig es klingt, entspringt ihre Leidenschaft für die Kunst dieser großen Neigung. Auf dem Dorf aufgewachsen, hat sie schon früh die zwin-

„O wäre es schon Nacht!..."

gende Dialektik von Natur und Kunst entdeckt. Zuerst war da nur das Spiel. Ein Laienzirkel, ein Volkstheater formten ihr ursprüngliches Talent, wie ein Plastiker die ungefähre Gestalt seines späteren Werkes vorformt. Auf der Hochschule in Moskau kamen exakte Kenntnisse, Fähigkeiten, handwerkliches Rüstzeug hinzu. Die beste Schule jedoch war und ist das Staatliche Akademische Kasachische Dramatische Theater AUESOW, älteste Bühne der Republik, 1926 gegründet und seither „Kaderschmiede" des kasachischen Theaters. Hier wirken und wirkten so hervorragende, in der ganzen Union bekannte Schauspieler wie Schaken Aimanow oder die legendäre Sabira Maikanowa, die sich in den mehr als 200 Rollen ihres Lebens durch die gesamte dramatische Weltliteratur gespielt hat, von Shakespeare bis Ostrowski, von Aitmatow bis Garcia Lorca. Das ist zugleich das Programm des kasachischen Theaters überhaupt. Pflege des eigenen Erbes, auch der kasachischen Klassiker, Weltoffenheit, Meisterschaft, Kreativität. Verblüffend, hier am Fuße des Tienschan Lorcas BERNARDA ALBAS HAUS oder Frischs DON JUAN zu sehen. Oder auch nicht erstaunlich, denn es ist der künstlerische Alltag dieses Landes.

Gulshan ist mit Abisch Kekilbajew befreundet, dem Übersetzer von Maupassant, Friedrich Dürrenmatt, Günther de Bruyn und Max Frisch. Da erwacht doch die Neugier des literarisch Interessierten. Warum gerade der Don Juan? Schriftsteller Kekilbajew, FREIE WELT stellte ihn bereits im letzten Heft vor, sagt dazu folgendes: „Alle großen, kühnen Gedanken aus anderen Literaturen finden ihren Widerhall in unserem Volk. Wie könnten wir uns auf uns selbst beschränken? Weltliteratur gehört allen Menschen, ganz gleich, welcher Sprache sie ist. Die kasachischen Leser und Theaterzuschauer kennen das Don-Juan-Thema aus anderen weltliterarischen und musikalischen Leistungen, Puschkins „Der steinerne Gast" oder Mozarts „Don Giovanni" zum Beispiel. Das Stück des Schweizer Dramatikers Frisch bietet eine neue Variante. Und ist denn Don Juan nicht immer und überall aktuell?"

Die Einschätzung des Schriftstellers stimmt mit der unserer jungen Schauspielerin überein, die in dieser Rolle einen ihrer künstlerischen Höhepunkte sieht. „Für mich beginnen jetzt die goldenen Jahre. Noch nie bisher gab es so interessante Rollen, die mich bis in meine Freizeit hinein verfolgen." Traumrollen finden sich bei Shakespeare, bei Tschechow, Gorki oder Aitmatow. In einem zeitgenössischen Stück, das die Probleme der Jugend unserer Gegenwart behandelt, spielt Gulshan ein Mädchen aus der DDR. Die Proben zu diesem Bühnenereignis haben bereits begonnen. Ein neuer Charakter wartet auf Gulshan Aspetowa. Ihm schenkt sie Gestalt und Gesicht, ohne ihr Gesicht zu verlieren.

„Er ist mir vertrauter, als ich es mir selber bin..."

Porträt einer Schauspielerin

Bei Gulshan Aspetowa, Mitglied des Ensembles des Kasachischen Dramatischen Theaters, zu Gast waren Helmut Zemke (Text) und Heinz Krüger (Bild) in Alma-Ata

Spionageroman von WLADIMIR BOGOMOLOW

Aus dem Russischen von Günter Löffler

Der Abdruck erfolgt mit Genehmigung des Verlages Volk und Welt, Berlin

11

AUGUST 1944

Vor einer Kreuzung blieb er stehen, da er auf der anderen Straßenseite bei einem schattigen Vorgarten ein auffallend schönes Paar erblickte, ein Mädchen in weißem Kleid und weißer Haube und einen langen, eleganten Leutnant.

„Was gibt's?" ertönte es neben ihm, und er erkannte an der Stimme Tamanzew, der um die Ecke gebogen war.

„Nichts."

„Nichts", sagte Tamanzew verständnisvoll und ließ den Blick zu dem Paar hinüberschweifen. „Raspeln Süßholz. Ja, die Leute leben!"

„Wir hätten sie aufhalten sollen, am K-kontrollpunkt g-gestern."

„Du mußt noch eine Menge lernen." Tamanzew verzog ärgerlich das Gesicht. „Schreib's dir hinter die Ohren, wir brauchen Tatsachen, Beweise, ihre Verbindungen. Es kann ja sein, daß sie gar nicht im Wald waren, oder vielleicht waren sie drin und haben mit der Funkstelle nichts zu tun, und angenommen, sie haben damit zu tun, dann müssen wir es ihnen auch beweisen, sie überführen — oder wir müssen alles klären und sie in Ruhe lassen. Du willst immer mit dem Kopf durch die Wand. Gepäck aufnehmen — der Bahnhof fährt ab!"

Sie schwiegen eine Weile. Auf der anderen Straßenseite trennte sich das Paar; das Mädchen ging, der Leutnant blieb stehen und steckte sich griesgrämig eine Zigarette an.

„Denen ist ein schwarzer Kater über den Weg gelaufen", sagte Tamanzew, der sich für einen ungewöhnlichen Psychologen und Physiognomen hielt, „mindestens aber ein Katerchen."

„D-denkst du, sie sind noch in der Stadt und wir f-finden sie?"

„Denk ich! Zwangsläufig. Ist doch bloß ein kleines Städtchen. Kopf hoch!" Er schlug Blinow auf die Schulter. „Die Erde ist rund! Sie können uns nicht entkommen."

24. Operation Dokumente

Chiffriertes Telegramm

Eilt sehr!

An Jegorow 16. 8. 44
Aus Moskau

Anbei die Dechiffrierung des Funkspruchs in Sachen „Neman". Leiten Sie wirksame Maßnahmen zur Aufspürung und Festnahme der Agenten ein und legen sie dem Funker schnellstens das Handwerk.

Dem Text nach zu urteilen, handelt es sich um eine größere, qualifizierte Spionagegruppe, die mit dem Ziel der operativen Aufklärung im Rücken Ihrer und der benachbarten Fronten tätig ist. Offensichtlich ist die Beobachtung der Eisenbahnlinie Grodno—Bialystok; nicht auszuschließen ist die der Pendelstrecken Vilnius — Bialystok (über Grodno) und Vilnius—Brest (über Lida—Mostoy—Wolkowysk) ... Über den Fortgang der Untersuchung und aller von Ihnen in die Wege geleiteten Maßnahmen berichten Sie täglich.

Anlage: wie erwähnt.

Kolybanow

Mitteilung Nr. 1604 „Neman". Funkspruch vom 13. 8. 44

„KKK" letzte drei Tage (auf Strecke Grodno—Bialystok verkehrten (im) Durchschnitt 22—25 Transportzüge (mit) Mannschaften (und) Gerät. (In) umgekehrter Richtung 5—7 Sanitätszüge (und Leerzüge). (Aus) Baltikum (nach Wisla) (in) Kreise Warschau (und) Deblin Verlegung motorisierter Pontonbrückeneinheiten (mit) Depots TMP (und) N 2P, Abteilungen PA M-13 (und) M-31. (Auf) Brest (zu) bewegte sich 473. Bataillon Amphibienfahrzeuge. In Bialystok, Grodno, Vilnius Jahrgänge 1895—1927 einberufen. Ihre Hinweise Notarius übermittelt. Benötige dringend Batterien (und) Formulare. Kramzow.

Mitteilung über „HF"

An Poljakow, Lida Eilt!

Unterbreite Ihnen den dechiffrierten Funkspruch vom 13. 8. 44 nebst kurzer Information über Pawlowski.

Die Funkstelle mit Rufzeichen KAO verdient ernsteste Beachtung. Überlegen und melden Sie, welche Maßnahmen noch ergriffen werden können.

Halten Sie sich für 24 Stunden in Lida auf, um die Nachforschung zu aktivieren, der Gruppe Aljochin praktische Hilfe zu leisten und die Suchaktion nach Pawlowski zu unterstützen.

Jegorow

Mitteilung über „HF"

An Poljakow und Aljochin, Lida

Eilt!

Laut Orientierungsschreiben der Hauptverwaltung Spionageabwehr „Smersch" Nr. 9651 vom 27. 7. 44 wird gesucht der Agent der deutschen Aufklärung Gribowski alias Wolkow alias Trofimenko alias Kasimir Pawlowski alias Iwan alias Wladimir, mit Vatersnamen Georgijewitsch, jedoch auch Iossifowitsch, geboren 1915 in Minsk, Mittelschulbildung, ehemals Mitglied des Komsomol, Instrukteur und Aktivist der „Gesellschaft zur Förderung des Flugwesens und des Luft- und Gasschutzes". 1936—1939 diente er tatsächlich in den funktechnischen Einheiten des Moskauer Militärbezirks. Die Mutter Pawlowskis wurde vor dem Krieg wegen antisowjetischer Tätigkeit angeblich zu 10 Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Sein Vater Nationalität: (Deutscher) bewohnt ein Gehöft im Kreis Lida, Gebiet Baranowitschi.

Pawlowski selbst lief bei Kriegsbeginn als Sergeant der Roten Armee mit der Waffe zu den Deutschen über. Im Frühjahr 1942 beendete er mit Auszeichnung die Königsberger Spionageschule. 1942/43 war er neun- oder zehnmal als Funker und Führer eines Aufklärungstrupps hinter den Linien der Roten Armee eingesetzt. 1942 entzog er sich bei Moskau der Festnahme, indem er einen Offizier der Kommandantur und zwei Soldaten einer Streife erschoß. Seit 1942 (der genaue Zeitpunkt wurde nicht ermittelt) ist er Volksdeutscher. Für die erfolgreiche Erfüllung der übertragenen Aufgaben der deutschen Abwehr wurde ihm das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse sowie die Nahkampfspange (einmal in Silber und zweimal in Bronze) verliehen.

Perfekt im Umgang mit der Handfeuerwaffe sowie in der Anwendung defensiver und offensiver Griffe und Schläge. Besonders gefährlich bei der Gefangennahme!

Personenbeschreibung: groß, mittelkräftige Gestalt, hellbraunes Haar, breite Stirn, dunkelgraue Augen, ovales Gesicht, bogenförmig geschwungene, breite Brauen, starke, gerade Nase mit horizontaler Basis. Besondere Kennzeichen: keine.

Mitte Juli dieses Jahres befand er sich mit einer Gruppe weiterer Agenten, die ebenfalls sowjetische Offiziersuniform trugen, auf dem Gelände des Einsatzpunktes der deutschen Aufklärung in der Ortschaft Dalwitz nahe Insterburg (Ostpreußen), wo er darauf wartete, hinter den Linien der Roten Armee abgesetzt zu werden.

Chiffriertes Telegramm

An Jegorow Eilt!

Heute, am 16. August, wurde hinter der Front, nördlich der Ortschaft Sabolotja, eine neun Mann starke gegnerische Gruppe eingeschlossen und nach der Weigerung, sich zu ergeben, vernichtet.

Zu der Gruppe, die sich in westlicher Richtung bewegte, gehörten außer zwei Deutschen — den Offizieren der Abteilung 1c im Stab der 9. deutschen Armee Hauptmann Erich Gebb und Oberleutnant Helmut Stief — sieben Wlassow-Leute, von denen drei Uniformen der ROA trugen (ohne Dienstgradabzeichen) und vier sowjetische Militäruniformen mit Schulterklappen und Dokumenten von Sergeanten aus Einheiten der 1. Belorussischen Front. Kleidungsstücke und Papiere wurden vermutlich getöteten sowjetischen Militärangehörigen abgenommen.

Bei der Liquidierung der Gruppe wurden acht Maschinenpistolen erbeutet, darunter vier sowjetische, ferner neun Pistolen, fünfzehn Handgranaten sowie ein Kurzwellensende- und -empfangsgerät deutscher Fabrikation, Produktionsjahr 1943, in funktionsfähigem Zustand.

Unter den Dokumenten wurden gefunden: Zifferncodetabellen, Chiffrierblocks, aus denen die benutzten Blätter herausgerissen waren, deutsche Meßtischblätter, auf denen die Marschroute vom Kreis Bobruisk an eingezeichnet war, persönliche Briefe und Fotos.

Aus den Notizbuchvermerken von Hauptmann Gebb geht hervor, daß die Gruppe unterwegs zweimal Beobachtungen der Eisenbahnlinie durchführte, im ersten Fall drei Tage lang, im letzten etwa zwei. Die Beobachtungspunkte werden nicht genannt und konnten auch nicht festgestellt werden.

Aus der fixierten Marschstrecke ergibt sich, daß die Gruppe am 12. oder 13. August den Nordrand des Schilowitschier Waldes berührt haben muß, wo, wie den Notizen zu entnehmen ist, eine Rast eingelegt wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich bei dem von uns sichergestellten Gerät um den gesuchten Sender mit dem Rufzeichen KAO handelt.

Bunjatschenko

Chiffriertes Telegramm

An Bunjatschenko Eilt!

Stellen Sie den Sender sowie sämtliche Dokumente der liquidierten Gruppe so schnell wie möglich der Untersuchungsabteilung der Verwaltung zur Verfügung.

Jegorow

25. Mittags auf dem Flugplatz

„Du wolltest doch ein Tänzchen wegen des Textes. Jetzt kannst du einen Freudentanz vollführen", sagte Aljochin zu Tamanzew und nahm sich eine Papirossa, die Poljakow ihm anbot. „Danke." Sie standen zu dritt neben dem Willys, der am Rande des Flugfeldes vor dem flachen Gebäude der Fliegerspionageabwehr parkte. Poljakow hielt einige Schriftstücke in der Hand. Er hatte Aljochin und Tamanzew eben den dechiffrierten Text des abgefangenen Funkspruchs und die Information über Pawlowski vorgelesen.

„Gestatten Sie", bat Tamanzew den Oberstleutnant und nahm den Bogen mit dem Klartext.

„Du erwartest, daß es dir wie himmlisches Manna in den Schoß fällt", bemerkte Aljochin zornig und rauchte hastig an. „Danke. Und die erste Funknachricht, die vom 7. August?"

„Damit scheint's noch zu hapern." Poljakow atmete geräuschvoll durch die Nase. „Der Befehl einer außerplanmäßigen Entschlüsselung galt für beide Nachrichten. Zieht sich hin, wie es aussieht. Eine komplizierte Chiffre, und dann verwenden sie wahrscheinlich jedesmal einen anderen Schlüssel. Ich werde anrufen und daran erinnern."

„Ein qualifizierter Aufklärungsbericht", sagte Tamanzew, als er den Text gelesen hatte.

„Weiter nichts?" fragte Aljochin.

„Beobachtung des Transports — der

Schienenwege ...“ Er starrte auf den Text, dachte angestrengt nach, wußte jedoch nicht, worauf Aljochin hinauswollte. „Es muß eine ganze Gruppe sein ...“

„Weiter nichts?“ Aljochin ließ nicht locker.

„Was denn, Moskau vertritt die gleiche Auffassung“, sagte Poljakow mit einem Anflug von Ironie. Er warf einen Blick auf das zweite Schriftstück und las vor: „Dem Text nach zu urteilen, handelt es sich um eine größere, qualifizierte Spionagegruppe, die mit dem Ziel der operativen Aufklärung im Rücken Ihrer und der benachbarten Fronten tätig ist. Offensichtlich ist die Beobachtung der Eisenbahnlinie Grodno – Bialystock; nicht auszuschließen ist die der Pendelstrecken Vilnius–Bialystok (über Grodno) und Vilnius–Brest (über Lida–Mosty–Wolkowysk) ...“

„Weiter nichts?“

„Nein, warum sollte ...“ Poljakow betrachtete den Text. „Leiten Sie wirksame Maßnahmen ein ... machen Sie darauf aufmerksam ... sichern Sie ab ... melden Sie ...“

„Ja, daraus kann man sich noch keinen Pelz nähen“, sagte Tamanzew, indem er den Bogen zurückgab. „Nebenbei bemerkt, gehören Bialystok und das Gebiet südlich von Grodno zur Zweiten Belorussischen Front.“

„Aber alles übrige ist unsere Musik, und gefunkt wird von unserm Territorium aus.“

„Wir kennen die Stelle, von der aus gefunkt wurde, wir verfügen über den Text und gewisse Beweise, aber etwas Greifbares haben wir nicht“, murmelte Poljakow langsam vor sich hin, als überlegte er laut. „Scheußlich. Ohne Zweifel wird die Bahnlinie beobachtet, aber nicht visuell, nicht von außen, sondern irgendwo auf den Bahnhöfen ...“

„Als ob jemand unter die Plane guckt“, bemerkte Aljochin.

„Streckenfahrer oder Flaneure?“ fragte Tamanzew, ein Freund des Konkreten, Bestimmten.

„Stationäre Beobachtung, wie es scheint“, vermutete Aljochin und blickte Poljakow an.

„Wahrscheinlich beides“, sagte der Oberstleutnant. „Es sind erfahrene Füchse, die ihr Handwerk verstehen.“

„Dem Text nach sind es keine Deutschen, höchstwahrscheinlich auch keine AK-Leute.“

„Ich habe gleich gesagt: Fallschirmspringer!“ rief Tamanzew.

„Möglich“, entgegnete Poljakow ausweichend; wie stets wollte er andere Auffassungen nicht von vornherein verwerfen. „Jedenfalls stehen sie mit einer Agentur in Verbindung, die die Deutschen für einen längeren Zeitraum zurückgelassen haben. Versuchen wir dahinterzukommen, an welchen Punkten Beobachtung durchgeführt wird.“

„Dazu brauchen wir eine Zugverkehrsanalyse aller betreffenden Strecken.“

„Die besorge ich“, erklärte Poljakow und richtete den Blick auf den nächsten Papierbogen. „Jetzt zu Pawlowski. Gleichgültig, ob eine Verbindung zwischen ihm und der von uns gesuchten Funkstelle besteht oder nicht – er muß unter allen Umständen gefaßt werden, schnellstens und unbedingt lebend, mitsamt den ihn begleitenden Personen. Diese Aufgabe ist Tamanzew zu übertragen.“

„Wer bleibt denn noch bei mir?“ Aljochin versuchte zu lächeln.

„Ich! Eine andere Entscheidung gibt es für mich nicht. Er bekommt zwei von Golubows Leuten zugeteilt. Möglicherweise wird es notwendig, eine durchdachte Falle zu stellen oder einen Hinterhalt vorzubereiten – handeln Sie entsprechend den Umständen. Aber befassen Sie sich noch heute damit, verlieren Sie keine Zeit. Gleichzeitig“ – sein Blick glitt zu Tamanzew – „unternehmen Sie alles, um bis zum Abend diese beiden aufzuspüren, die gestern in dem Gehöft waren, und verschaffen Sie sich Klarheit über sie.“

„Der Bewohner des Grundstücks ist ein gewisser Okulitsch“, berichtete Aljochin, „ein Mann, der positiv beurteilt wird. Während der Okkupation unterhielt er Verbindung zu den Partisanen. Nichts Nachteiliges über ihn zu hören.“

„Um so besser. Wenn du dich um den Hinterhalt kümmerst, kannst du ja mal bei ihm vorbeifahren und ein paar Worte mit ihm wechseln.“

26. Aljochin

Unterwegs machte ich einen Abstecher zu Okulitsch, aber er war nicht zu Hause, und an diesem Tag gelang es mir nicht, ihn zu sprechen.

Um eine gut durchdachte, sorgfältig vorbereitete Falle anzulegen, um festzustellen, zu wem Pawlowski Verbindung unterhielt, und diese in allen Einzelheiten zu untersuchen, dazu fehlte uns einfach die Zeit. Real möglich hingegen war es, für einen Hinterhalt zu sorgen, und zwar an Orten, wo er sich vermutlich aufhielt, genauer gesagt, an einem dieser Orte – für mehr hatten wir auch nicht genügend Leute. Als einer dieser Orte bot sich nach meiner Vorstellung der Nordrand von Kamenka an, wo in der Nähe des Waldes Pawlowskis Tante Sofia Bassijada wohnte, seine einzige Verwandte in der Gegend. Dieser Gedanke ging mir den ganzen Morgen in Lida nicht aus dem Sinn und beschäftigte mich auch, als ich zu den Gehöften vor Kamenka fuhr.

Beim Abschnittsbevollmächtigten der Miliz hatte ich Glück. Er war ein nicht mehr junger, nicht sehr gebildeter, dafür aber bäurisch pfiffiger Bursche mit gutem Gedächtnis und findiger Spürnase. Er war in der Gegend Partisan gewesen, kannte weit und breit jeden, stand mit den Bauern auf du und du, und so kam es, daß sie ihm bereitwilliger und offenherziger ihre Meinung sagten als mir oder irgendeinem anderen Unbekannten. Ich legte Feldmütze und Schulterklappen ab und wurde für einen Mitarbeiter der Miliz gehalten, obwohl ich mich übrigens niemandem vorstellte.

Vorwände, mit den Einheimischen ins Gespräch zu kommen, gab es mehr als genug. Vor vier Tagen war unweit des Ortes ein Militärfahrzeug beschossen, der Chauffeur und der Beifahrer waren getötet, etwa vierzig komplette Uniformen gestohlen worden. In der letzten Zeit häuften sich Fälle nächtlicher Plünderungen, vor allem wurden aus Speichern und Kellern Lebensmittel entwendet; in zwei Fällen waren die Wachhunde vorher vergiftet worden. Die Diebe hatten es besonders auf Mehl und Speck abgesehen, und an einer Stelle war es ihnen gelungen, unbemerkt einen drei Zentner schweren Eber zu entführen, die Bäuerin war nicht einmal aufgewacht. Und dann gab es da noch eine Reihe anderer unerfreulicher Vorkommnisse: illegale Geburtshilfe, Trunkenheitsdelikte, Fälschung von Dokumenten, Selbstverstümmelungsakte, die das Ziel verfolgten, der Einberufung zu entgehen, und anderes.

Allzu offenherzig nahm man uns nicht auf. Die Informationen, die ich brauchte, mußte ich mir aus den dürftigen Bröckchen zusammenreimen, die ich meinen Gesprächspartnern in unverfänglicher Unterhaltung entlockte, wobei sich die Angaben nicht einmal deckten, sondern mitunter sogar widersprachen, während Übereinstimmung erforderlich gewesen wäre.

Bemerkenswert fand ich, daß sowohl Pawlowski der Ältere wie auch seine Schwester Sofia Bassijada von der Mehrheit der Befragten positiv beurteilt wurden, während sie Swirid als unangenehm, kleinlich-eigennützig und mißgünstig bezeichneten. Ich paßte ihn ab, um mich unter vier Augen mit ihm zu unterhalten. Schon von weitem sah ich ihn über das Feld kommen. Unauffällig näherte ich mich im Schutz der Büsche und rief ihn an.

Er gab sich ruhiger und wesentlich zurückhaltender als bei unserem ersten Gespräch, ja, er war auffallend verschlossen, erzählte von sich aus gar nichts und beantwortete meine Fragen nur einsilbig und, wie ich merkte, äußerst ungern. Mehr noch, ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß er sich insgeheim vorwarf, vorgestern so geschwätzig gewesen zu sein. Was mochte ihn dazu veranlaßt haben? Patriotische Beweggründe schieden aus. Was war es also gewesen? Neid? Eigennutz? Feindseligkeit? Haß? Rachsucht? Eine psychologisch glaubwürdige Theorie drängte sich mir auf. Pawlowski und Swirid waren gleichaltrig, der eine kräftig und (nach den Begriffen des Buckligen) ein Glückspilz, der andere körperlich behindert, ein Pechvogel. Da konnten Neid und Mißgunst sehr wohl im Spiele sein, aber sie lagen sozusagen in seinem Charakter, waren beständige Eigenschaften, langzeitige Faktoren waren die Ursache. Was aber hatte den unmittelbaren Anstoß gegeben?

Das zeichnete sich allmählich ab, als ich bei den Gesprächen in den Gehöften etwas mehr über Julia erfuhr – jene Julia, die in der geheimen Nachricht an den inhaftierten Pawlowski den Älteren genannt wurde.

Daß sie bei den Pawlowskis als Magd verdingt war, hatte mir der Abschnittsbevollmächtigte schon unterwegs gesagt, und dann hatte sich herausgestellt, daß sie die Schwägerin des buckligen Swirid war, die jüngere Schwester seiner Frau Bronislawa. Die einzelnen Mitteilungen ließen sich zu einem Gesamtbild zusammenfügen.

Julia Alexejewna Antonjuk, Belorussin, katholisch, geboren 1926 im Dorf Beliza, Kreis Lida, Abschluß der zweiten Klasse. Sie war Waise und stand seit dem dreizehnten Lebensjahr bei den Pawlowskis in Diensten.

Pawlowski der Ältere sollte sie gnadenlos ausgebeutet haben. Nach anderen Darstellungen hatte er sie sehr gut behandelt, wie sein eigen Fleisch und Blut.

„Bildschön“, das war nahezu die einhellige Meinung aller. In der Besatzungszeit habe sie sich absichtlich nachlässig gekleidet, sei schlampig herumgelaufen, habe sich wochenlang nicht gewaschen, um den Nachstellungen der Deutschen zu entgehen. Andere behaupteten wiederum, sie habe mit einem Deutschen ein Verhältnis gehabt und habe ein Kind von ihm, ein Mädchen, das jetzt anderthalb Jahre war und Elsa hieß. Doch wie dem auch sei – jedenfalls hatte sie während der Okkupation einen Ausweis besessen, irgendein Dokument, das sie vor der Zwangsarbeit in Deutschland bewahrte, und vielleicht hatte es Pawlowski der Ältere auch durchgesetzt, daß sie als Volksdeutsche anerkannt wurde.

Anfang Juli war sie vor dem Eintreffen unserer Truppen angeblich nach Deutschland geflohen, jedenfalls hatte anderthalb Monate lang niemand etwas von ihr gehört. Vor zwei Tagen – rund vierundzwanzig Stunden vor meinem ersten Gespräch mit Swirid – war sie gegen Abend zurückgekehrt.

Wie ich hörte, hatte Swirid, nachdem Julia abgereist war, alle ihre Sachen zu sich geholt, wollte sie jedoch nach ihrer Heimkehr nicht herausrücken. Wahrscheinlich hatte es deswegen diesen Auftritt gegeben, bevor ich sein Häuschen betrat. Julia war nicht zugegen gewesen, Swirids Frau und seine alte Mutter hatten sicherlich auf ihn eingeredet, alles, was ihm nicht gehörte, der Besitzerin zurückzugeben.

Merkwürdig blieb nur, daß er bei unserer letzten Zusammenkunft von sich aus erklärt hatte, von Pawlowski einige Fotos zu besitzen, die er mir bringen wollte, während er jetzt behauptete, keins finden zu können. Für die Untersuchung brauchten wir die Bilder jedoch unbedingt, und da ich spürte, daß dieser Mann am stärksten durch Angst zu beeindrucken war, sagte ich ihm mit bärbeißigem Gesichtsausdruck und unmißverständlicher Drohung, er scheine die Sowjetmacht hintergehen zu wollen, aber er irre gewaltig, wenn er sich einbilde, daß ihm das gelingen werde.

Fortsetzung im nächsten Heft

Wladimir S. Poljakow

RUHM UND REDUZIERUNG DES FEUERWEHRMANNES PROCHORTSCHUK

Die Handlung spielt in der Redaktion einer Zeitschrift. Ins Arbeitszimmer des Redakteurs tritt schüchtern eine junge Journalistin.

Sie: Verzeihung ... Ich bitte vielmals um Entschuldigung ... Sind Sie der Redakteur der Zeitschrift?

Er: Ja.

Sie: Mein Name ist Krapiwirna. Ich habe für Ihre Zeitschrift eine kleine Erzählung geschrieben.

Er: Lassen Sie sie hier.

Sie: Ich möchte, wenn es irgendwie möglich wäre, gleich jetzt ihre Meinung darüber hören. Wenn Sie gestatten, werde ich Sie ihnen vorlesen. Es wird nicht mehr als drei bis vier Minuten in Anspruch nehmen. Darf ich?

Er: Na, lesen Sie

Sie: „Eine edle Tat". Es war drei Uhr nachts. Alle Bewohner der Stadt schliefen bereits. Es brannte keine einzige Lampe. Es war dunkel und still. Plötzlich schoß aus einem Fenster im vierten Stock eines hohen grauen Wohnhauses eine blutrote Flammenzunge. Bald darauf erscholl ein Schrei: „Hilfe, Feuer!" Es war der Ruf des fahrlässigen Wohnungsinhabers, der vergessen hatte, nachts die elektrische Kochplatte, die Ursache des Brandes, auszuschalten. Sowohl die Flammenzungen als auch der Wohnungsinhaber rasten im Zimmer hin und her. Da hörte man auch schon die Sirene des Feuerwehrautos heulen. Die Feuerwehrmänner sprangen vom Wagen und stürzten ins Haus. Das Zimmer, in dem der Bewohner hin und her lief, glich einem Flammenmeer. Der Feuerwehrmann Prochortschuk – ein nicht mehr ganz junger Ukrainer mit großem schwarzen Schnurrbart – erschien in der Tür. Er stand eine Weile da und überlegte.

Plötzlich drang er entschlossen ins Zimmer, holte den brennenden Mann heraus und richtete seine Feuerspritze auf den Brand, der dank dem mutigen Eingreifen Prochortschuks bald gelöscht war. Später trat der Brandmeister Gorbuschkin auf den Feuerwehrmann zu und sagte: „Prochortschuk! Sie sind ein tüchtiger Mann. Sie haben richtig gehandelt!" Dann fügte er lächelnd hinzu: „Sie merken's nicht mal: Ihre rechte Schnurrbartspitze brennt ja." Prochortschuk lächelte und richtete den Strahl der Feuerspritze auf seinen Schnurrbart. Inzwischen begann es zu tagen.

Er: Die Erzählung ist nicht übel. Auch der Titel ist geeignet: „Eine edle Tat". Doch gibt es einzelne Stellen, die umgearbeitet werden müßten. Sie begreifen doch, es ist ärgerlich, wenn man in einer guten Erzählung plötzlich auf Dinge stößt, die nicht das bieten, was man eigentlich erwartet. Wie fängt nun ihre Erzählung an?

Sie: „Es war drei Uhr nachts. Alle Bewohner der Stadt schliefen bereits."

Er: Das ist nicht gut, das bedeutet, daß auch die Miliz schläft, daß diejenigen, die Nachtdienst haben, schlafen, und das geht einfach nicht. Das deutet auf Mangel an Wachsamkeit hin. Diese Stelle muß unbedingt geändert werden. Schreiben Sie lieber so: „Es war drei Uhr nachts. Niemand in der Stadt schlief."

Sie: Das ist doch unwahrscheinlich! Es ist Nacht, und da schlafen bekanntlich die Menschen.

Er: Ja, vielleicht haben Sie recht! Dann schreiben Sie eher so: „Alles schlief bereits in der Stadt, doch befanden sich alle auf ihren Posten."

Sie: Sie schliefen auf ihren Posten?

Er: Nein, das wäre heller Unsinn. Schreiben Sie lieber so: „Ein Teil der Bewohner schlief, und der andere Teil schlummerte nicht." Weiter.

Sie: „Es brannte keine einzige Lampe."

Er: Was soll das heißen? Das bedeutet, daß bei uns Lampen fabriziert werden, die nicht brennen?

Sie: Schließlich ist es Nacht ... da sind sie halt alle ausgelöscht.

Er: Man könnte dennoch glauben, daß solche Lampen doch nicht qualitativ hochwertig hergestellt wurden. Das ist ungehörig. Streichen Sie das! Wenn sie nicht brennen, dann soll man über sie auch nicht schreiben.

Sie: „Und plötzlich schoß aus einem Fenster im vierten Stock eines grauen hohen Wohnhauses eine blutrote Flammenzunge. Bald darauf erscholl ein Schrei: Hilfe! Feuer!"

Er: Waas? Das ist ja Panik!

Sie: Ja.

Er: Sind Sie vielleicht der Ansicht, daß die Presse dazu da ist, Panikstimmung zu verbreiten?

Sie: Natürlich nicht, aber das Ganze ist doch eine Schilderung. Ich beschreibe einfach einen Brand und die Reaktion von Menschen darauf.

Er: Und schildern einen Panikmacher statt eines bewußten Menschen. An ihrer Stelle würde ich den Hilferuf durch irgendeinen mobilisierenden Ausruf ersetzen.

Sie: Zum Beispiel?

Er: Nehmen wir zum Beispiel folgendes: „Das ist ja keine große Angelegenheit, wir werden den Brand schon löschen! – Oder: „Nur keine Aufregung, es brennt ja gar nicht!"

Sie: Was heißt das: „Es brennt ja gar nicht", wenn es doch brennt.

Er: Nein. Ich sage. „Es brennt ja gar nicht" im Sinne von „seid ruhig, wir werden das Feuer schon rechtzeitig löschen".

Sie: Das ist unmöglich.

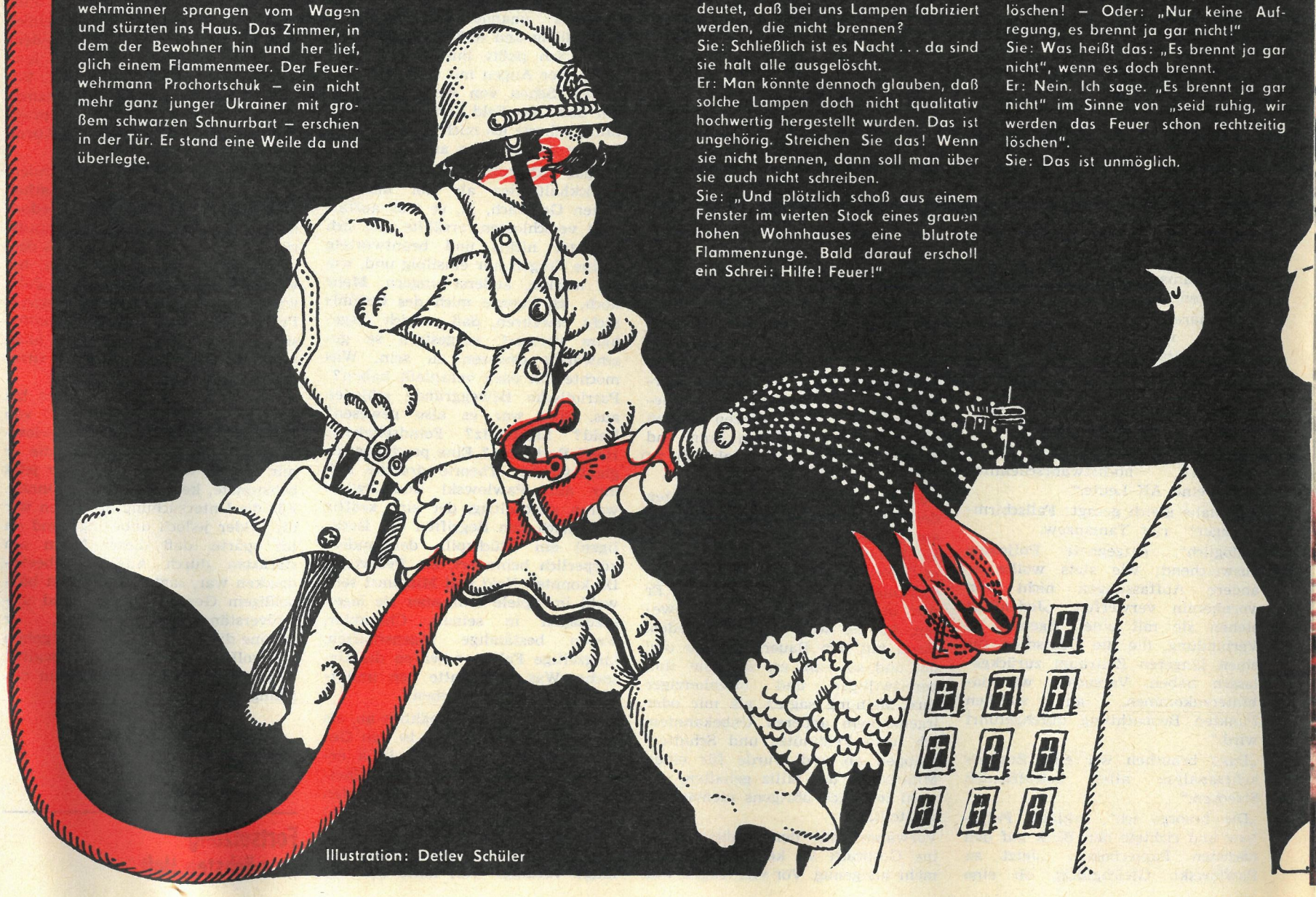


Illustration: Detlev Schüler

Er: Eigentlich brauchen wir diesen Schrei überhaupt nicht.
Sie: Es war der Schrei des fahrlässigen Wohnungsinhabers, der vergessen hatte, nachts die elektrische Kochplatte, die Ursache des Brandes, auszuschalten.
Er: Was für eines Wohnungsinhabers?
Sie: Des fahrlässigen.
Er: Soll denn die Presse Fahrlässigkeiten popularisieren? Ich halte das für unzulässig. Und warum schreiben Sie, daß er vergaß, nachts die elektrische Kochplatte auszuschalten. Sollen solche Beispiele auf den Leser erzieherisch wirken?
Sie: Die Absicht hatte ich nicht, doch wenn es keine elektrische Kochplatte gegeben hätte, wäre auch kein Brand entstanden.
Er: Wäre das schlimm gewesen?
Sie: Im Gegenteil, das wäre natürlich besser gewesen.
Er: Nun schön, das heißt also, daß man auch in diesem Sinne schreiben soll. Lassen Sie die elektrische Kochplatte fort, das wird Ihnen die Möglichkeit geben, kein Wort über den Brand zu verlieren. Lesen Sie bitte weiter. Gehen Sie direkt zur Person des Feuerwehrmannes über.

Sie: „Der Feuerwehrmann Prochortschuk – ein nicht mehr ganz junger Ukrainer . . ."
Er: Sehen Sie, das ist gut geschildert!
Sie: „. . . mit großem schwarzen Schnurrbart – erschien in der Tür. Er stand da und überlegte."
Er: Schlecht. Ein Feuerwehrmann darf nicht überlegen. Er muß den Brand löschen, ohne zu überlegen. Und außerdem, wenn wir keinen Brand haben, wozu sollen wir dann den Feuerwehrmann in dieses Haus einführen?
Sie: Und sein Gespräch mit dem Brandmeister?
Er: Lassen Sie ihr Gespräch in der Feuerwache stattfinden. Wie heißt es in diesem Gespräch?
Sie: „Später trat der Brandmeister Gorbuschkin auf den Feuerwehrmann zu und sagte: ‚Prochortschuk! Sie sind ein tüchtiger Mann. Sie haben richtig gehandelt.' Dann fügte er lächelnd hinzu: ‚Sie merken's nicht mal: Ihre rechte Schnurrbartspitze brennt ja.' Prochortschuk lächelte und richtete den Strahl der Feuerspritze auf seinen Schnurrbart. Inzwischen begann es zu tagen."
Er: Wozu brauchen Sie das?
Sie: Was?
Er: Nun, diesen brennenden Schnurrbart?
Sie: Das habe ich als humoristisches Detail eingefügt: Der Mann war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er es nicht einmal gemerkt hat, daß sein Schnurrbart zu brennen begann.
Er: Streichen Sie das, ich rate es ihnen. Wenn es keinen Brand gibt, wenn das Haus nicht brennt, lohnt es sich auch nicht, den Schnurrbart brennen zu lassen.
Sie: Die Leute sollen doch lachen.
Er: Man wird schon lachen. Wann lacht der Mensch? Wenn ihm froh zumute ist. Freut er sich, daß es keinen Brand gibt? Sicherlich freut er sich darüber. Na, da werden eben alle lachen. Lesen Sie bitte Ihre Erzählung wie sie sich jetzt anhört.
Sie: „Eine edle Tat". Es war drei Uhr nachts. Ein Teil der Stadtbewohner schlief, der andere Teil schlummerte nicht. Aus einem Fenster im vierten Stock eines großen Hauses erscholl ein Schrei: „Es brennt nicht!" – „Prochortschuk, Sie sind ein tüchtiger Mann", sagte der Brandmeister Gorbuschkin zum Feuerwehrmann Prochortschuk, einem älteren Ukrainer mit großem schwarzen Schnurrbart. „Sie haben richtig gehandelt." Prochortschuk lächelte und richtete den Strahl der Feuerspritze auf seinen Schnurrbart. Es begann zu tagen.
Er: Das kann gedruckt werden!

Wir entnahmen diese Kurzgeschichte dem Buch: Vorsicht! Satire! Texte der sowjetischen Kleinen Bühne, das in diesem Jahr in der „dialog"-Reihe im Henschelverlag, Berlin, erscheint.

DEWAG DRESDEN · Hoffmann

Schlank lebt sich's leichter!

Es fühlt sich wohl,
trotz seiner Massen.
Doch der Mensch...
Gesunde Ernährung und
viel Bewegung
verhindern Fettpolster
und mindern Übergewicht.
Sei klug, lebe gesund!

Deutsches Hygiene-Museum
in der DDR
801 Dresden, Lingnerplatz 1

Zu Gast in Friedrichsfelde

Zum ersten Mal in der DDR, verbrachte ich einen ganzen Tag im Berliner Tierpark. Obwohl mein Studienfach die Chemische Technologie ist, habe ich doch immer ein Biologiebuch auf dem Nachttisch. In Friedrichsfelde gefielen mir besonders die Freianlagen, auf denen man die Tiere ohne Gitter beobachten kann. Es gibt sogar welche, die frei im ganzen Park spazieren gehen.
Viele seltene Tiere habe ich hier zum ersten Mal in meinem Leben gesehen. Für meine Freunde zu Hause fotografierte ich das Panzernashorn, das so uralt aussieht, das Okapi mit den schönen, sanften Augen und die Wasserbüffel, die schwimmend ihrer Pflegerin aus der Hand fraßen.
Beim Tierparkfotografen staunte ich, wie schnell jeder aus der langen Schlange zu seinem Schnappschuß kam. Gern hätte ich mit dem kleinen Löwen noch ein bißchen gespielt. Nachts träume ich noch von dem Dschungel im Brehm-Haus ...

Jelena Galajewa, Gebiet Krasnodar

?

Für wieviel Bürger der Sowjetunion steht jeweils ein Arzt zur Verfügung?
Elly Wasmann, Grimma

!

Die Sowjetunion zählt die meisten Mediziner der Welt. Gegenwärtig sind es über 832 000 Ärzte aller Fachrichtungen. 33 Ärzte betreuen 10 000 sowjetische Bürger.

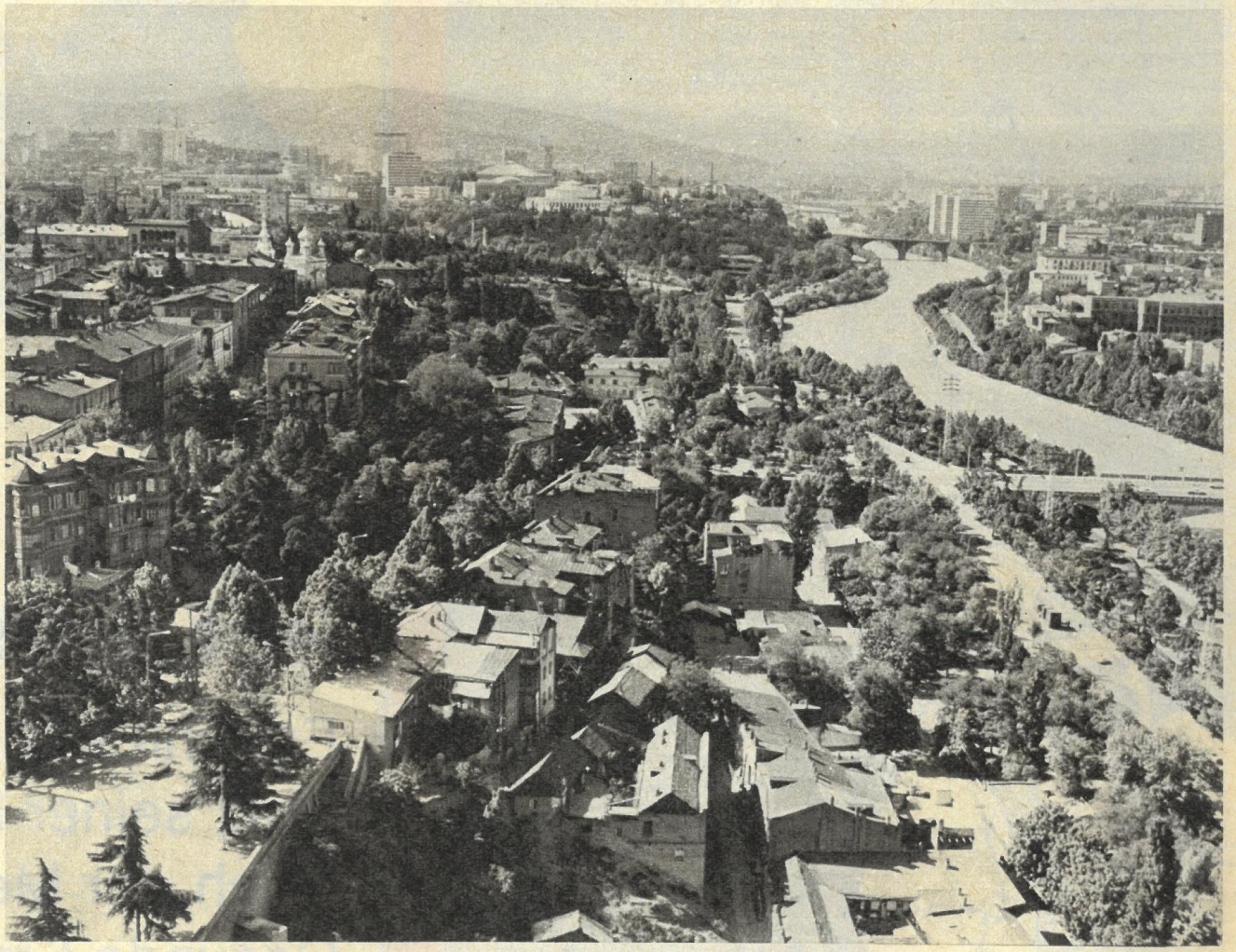
MIT PAUKEN UND TROMPETEN

Das Abschiedsfest im Kinderferienlager rückte immer näher. Unser Programm stand fest, doch woher sollte die Musik kommen? Also nahm ich all meinen Mut und sämtliche Russisch-Vokabeln zusammen und ging zur benachbarten sowjetischen Garnison. Entschlossen verlangte ich den Kulturoffizier, stellte mich als Lagerleiterin vor und gestand, daß ich Hilfe brauchte! Nach kurzem Überlegen erhielt ich die Zu-

sicherung: „Wir werden kommen!" Drei Musiker sollten von uns mit dem Auto abgeholt werden. Wie staunten wir aber, als anstatt dieser drei eine komplette Kapelle von zehn Mann vor dem Haupteingang der Garnison auf uns wartete. Die sowjetischen Freunde lösten die heikle Situation selbst und „stapelten" alles ins Innere unserer „Karpatenziege" (sprich Auto). So fuhren wir zum Festsaal und wurden mit viel Hallo empfangen. Die Stimmung war prächtig; die Lautstärke für die lustige Schar gerade richtig. Sowjetische und deutsche Gemeinschaftstänze wurden ausprobiert. Das selbstgefertigte Erinnerungsgeschenk überreichten die Kinder dem Leiter der Kapelle.

Ortrud Busch, Leiterin des Kinderferienlagers im Internat der Martin-Luther-Universität, Halle

Redaktion: Heidi Mäder; Fotos: Heinz Krüger, Volkmar Billeb, Werner Engel; Vignette: Detlev Schüler



In Tbilissi singt und klingt es im Oktober – zum Kunstfestival „Melodien Sowjettranskaukasiens"

FW-Ratgeber

Heute: Reisen

Wann und wo findet in diesem Jahr das Festival „Melodien Sowjettranskaukasiens" statt?

Ilse Köhler, Berlin

Liebe Frau Köhler!
Jedes Jahr vom 5. bis 13. Oktober ist abwechselnd eine der Hauptstädte der transkaukasischen Republiken Gastgeber des Kunstfestivals „Melodien Sowjettranskaukasiens"; das IV. lädt dieses Mal nach Tbilissi ein. Aus Georgien, Armenien und Aserbaidshan haben sich berühmte Instrumental- und Vokalensembles angesagt, so das Staatliche Musik- und Tanzensemble der Aserbaidshanischen SSR, das Staatliche Vokal-choreographische Ensemble „Rustawi", das Sinfonische Orchester der Georgischen SSR, die Chorkapelle der Armenischen SSR und das Ensemble „Orero".
Im Festivalprogramm sind auch Opern- und Ballettaufführungen des Staatlichen Akademischen Opern- und Ballettheaters „Z. Paliaschwili" und Aufführungen des Staatlichen Musikkomödientheaters „W. Abachidse" enthalten. Das Staatliche Pantomimentheater zeigt auf der Estrade des Sommertheaters des „S. Ordshonikidse"-Kultur- und Erholungsparks das Drama „Elektra" von Euripides, das Schauspiel „Der Tod des Musketiers" von W. Gogolaschwili sowie die pantomimische Novelle „Traum und Wirklichkeit"; „Melodien aus dem alten Tbilissi" erklingen in der historischen Metechi-Kirche.

Ihr Karl-Heinz Gummich

Liebe Leser!
Bitte schreiben Sie uns Ihre Fragen zu Touristenreisen in die Sowjetunion. Jeder 50. Einsender erhält eine Reisetasche oder einen Koffer, jeder 10. eine Mappe mit Prospekten.

Leser-forum

PREISFRAGE

Heft 37/77

Was bedeutet das weißblaue Schild mit der Aufschrift TIR an den LKW-Hecks?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × **50,– M** sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 41/1977.
Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 28. September 1977.
Auflösung Heft 33/1977: 1911. Wir gratulieren **Eva Isaak aus Schwedt.**

So war's bei uns in Uljanowsk

Im „Tourismus-Brevier" berichtete FREIE WELT (Heft 30/77) über Uljanowsk. Wir weilten während einer Reise im Frühjahr 1976 auch dort, wohnten hoch oben im Hotel „Wenez". Unvergessen bleibt uns die Begegnung mit den Lehrern und Schülerr der 21. Oberschule, die wir mit unserer Gruppe besuchten. Schon die herzliche Begrüßung rührte uns tief. Beim Gang durch die Lehrkabinette bewunderten wir, was die Patenbrigaden – Werktätige der Uljanowsker Autowerke – zur liebevollen Ausgestaltung beigetragen haben. Im Lenin-Kabinett erklärte uns eine Schülerin in tadellosem Deutsch die Kinderjahre Lenins. Dann führten uns die Mädchen und Jungen in der Aula ein kleines Programm vor. Die Direktorin lud uns verschmitzt lächelnd ins Lehrerzimmer ein: „Dort können auch Fragen gestellt werden." Aber welche Überraschung: Inzwischen war hier eine Tafel gedeckt worden, den Kuchen hatten die Lehrerinnen selbst gebacken. Bald war eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Die Pionierleiterin versprach, daß unsere zwölfjährige Tochter Sabine eine Briefpartnerin aus dieser Schule bekommt. (Das Versprechen wurde inzwischen eingelöst!)

Annemarie Dittmer, Berlin

Kein Blatt vor den Mund genommen

vor den Mund genommen

Nun haben wir sie Ihnen vorgestellt, die sechs prominenten Persönlichkeiten der Gemeinschaftsaktion der FREIEN WELT und der sowjetischen Presseagentur NOWOSTI (APN). Daß unser Leserservice anläßlich des 60. Jahrestages des Roten Oktober Anklang fand und von Ihnen genutzt wurde – davon zeugt der Berg von Zuschriften, der seit Wochen auf unserem Redaktionstisch an Höhe gewinnt und noch bis zum 20. 9. 1977 (Poststempel) anwachsen kann. Der erste große Schub von Leserfragen ist unterwegs nach Moskau, so daß sich in den nächsten FW-Heften die Befragten Ihrer Wißbegier stellen werden. Heute, sozusagen als Zwischenbilanz, ein kleiner Querschnitt durch das, was da so an Fragen unsere Leser bewegt:

N. Slobin (A) wird den vielen Kollektiven Auskunft geben, die u. a. wissen möchten, in welchem Maße die Zusammenarbeit seiner Brigade mit Wissenschaftlern zu einer Verbesserung der wirtschaftlichen Rechnungsführung führte. Aber auch um die Fragen nach dem, was ihn persönlich aus dem Gleichgewicht bringen kann, wird er nicht herumkommen.

Viele Leser und Hörer von Radio Moskau freuten sich, nun endlich den Journalisten und Kommentator **Dr. W. Ostrogorski (B)** auch mal per Angesicht kennenzulernen. An ihn gehen hauptsächlich Fragen, die die Arbeit seiner deutschsprachigen Abteilung und ihrer Mitarbeiter betreffen. Aber auch Eseln und Tscheburaschka, dem Hündchen, gilt die Aufmerksamkeit.

Prof. N. Amossow (C) wird es mit der für ihn bestimmten Post nicht leicht haben, hoffen doch viele Leser auf einen ärztlichen Rat. Nur – Ferndiagnosen wird er nicht geben können. Aber auch nach dem Berufsethos, nach dem Ablauf des Arbeitstages erkundigt man sich. Ein 13jähriger berichtet über die Beispielwirkung, die Amossows „Herzen in meiner Hand" auf ihn ausübte, und setzt ans Ende seines Briefes: „Ich möchte auch Arzt werden!"

Daß Alewtina Sewastjanowa (D) immer wieder gefragt wird, ob sie mit dem Beruf ihres Mannes einverstanden sei und sie ihn als Journalistin nach seinem Flug in den Kosmos interviewt. habe, hatten wir fast erwartet. Aber auch wie die Familie Zeit für sich selbst findet und ob sie ein „normales" Leben führe, interessiert.

Stanislaw Shuk (E) muß es sich gefallen lassen, daß er beneidet wird, weil er sich fast täglich mit berühmten „Eis-Sternen" mühen kann. „Haben Sie ein Gespür für Talente? Sind Sie fähig, Kritik einzustecken? Wann gehen Sie auf Unterwasserjagd?" – Nichts, was man nicht wissen möchte.

„Welche Rolle war Ihnen die liebste? Welche Möglichkeiten haben Nachwuchsschauspieler in der UdSSR? Sind Sie immer ruhig und ausgeglichen?" – Eine kleine Kostprobe nur aus den Zuschriften an Schauspieler **Donatas Banionis (F).**

Wie Sie sehen, unsere Leser nahmen kein Blatt vor den Mund und stellten Fragen über Fragen zu: Fragen Sie gefragte Leute.

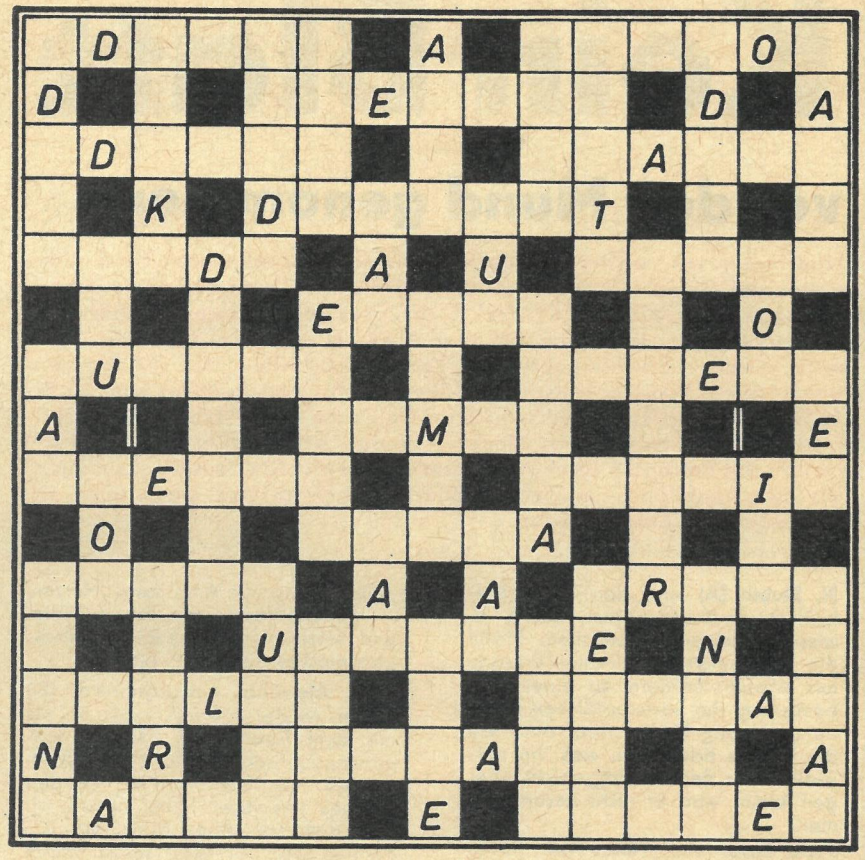
Eine Aktion, deren Abschluß noch aussteht und die, wie sich zeigte, zu einer Brücke zwischen guten Bekannten wurde.

P.S. Übrigens, heute bereits ein redaktionelles Danke an alle Wißbegierigen. Sie erhalten von uns ein Prominenten-Foto mit Autogramm! Die interessantesten Fragen werden prämiiert.

Adygeische Entführung:

Nicht der Sohn eines reichen Bais, sondern der über alles Geliebte soll die Aul-Schöne kriegen – Grafik von Kat Madinowitsch. Mehr über adygeische Sitten und Bräuche in Heft 40/77, wenn unsere Autoren im zweiten Teil der langfristigen Sammelserie über Völkerschaften der Sowjetunion von der Adygeischen Autonomen Oblast berichten. Wie im ersten Teil über die Burjatische ASSR erzählen sie auf 25 FREIE WELT-Seiten von Vergangenheit und Gegenwart dieser im Nordwestkaukasus lebenden Nationalität.

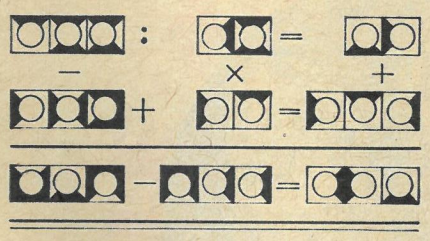
In diesem Sonderheft gibt es ein 5000-Mark- PREISAUSSCHREIBEN und weitere Preise – adygeische Souvenirs – sind zu gewinnen.



KREUZGITTER

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Wappenvogel, 2. deutscher Physiker (gest. 1905), 3. Handlung; Maßnahme, 4. Lesekanzel der altchristl. Basilika, 5. Fischfanggerät, 6. griechisch: gegen, 7. Tagfalter, 8. Männername, 9. Kinderzeitschrift, 10. altröm. Feldherr u. Staatsmann (von Brutus ermordet), 11. ein Mineral, 12. Rohstoff- und Industriegebiet im SO der Ukrainischen SSR, 13. das Abrichten von Tieren, 14. nordamerikan. Erfinder (gest. 1931), 15. Stadt in Bulgarien, 16. Nachkomme, 17. Hülsenfrucht, 18. natürl. Brennstoff, 19. Heidekraut, 20. Stockwerk, 21. hinterer Fußteil, 22. französ. Währungseinheit, 23. Gebietsteil im W der Indischen Union, 24. altnord. Frühlingsgöttin, 25. Donaunebenfluß, 26. Ankerplatz, 27. Wegeplan, 28. Teil der Visiereinrichtung, 29. Insel im Greifswalder Bodden, 30. Gestalt aus der Oper „Iwailo", 31. Weltraumhündin, 32. Langarmaffe, 33. mäßig warm, 34. Mädchenname, 35. Zeichengerät, 36. Gestalt aus der Oper „Iwailo", 37. Fluß bei Freiberg (Sachsen), 38. Fruchtbrei, 39. westfranzös. Stadt, 40. Wundmal, 41. Brutstätte, 42. Pelztier, 43. sowj. Schwarzmeer-Hafenstadt, 44. Tonhalle, 45. Ort im Kreis Bischofswerda, 46. Hinweis, 47. Farbe, 48. Wassersportart, 49. Automarke der ČSSR, 50. oberer Fußteil, 51. Autor der Novelle „Immensee", 52. Geschirrteil, 53. Drogenauszug, 54. Seelenschmerz, 55. Borte, 56. Unionsrepublik im europ. Teil der UdSSR.



RATEN UND RECHNEN

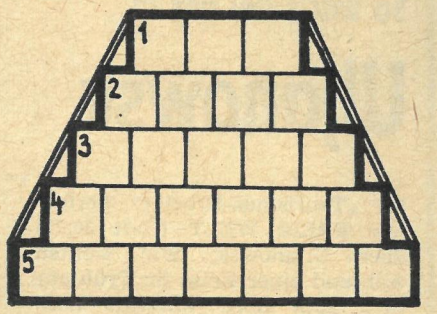
Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

VOM KERN ZUM WORT

In die waagerechten Reihen der Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzusetzen:

1. kleine gelbe Pflaume, 2. Fluß- u. Seehafen im Wolgadelta, 3. altröm. Schwertkämpfer (meist Sklave), 4. Nachbildung, Nachahmung, 5. griechisch: Feldherrnkunst, 6. Hauptstadt der Usbekischen SSR, 7. großblättriges Knöterichgewächs, 8. schweizer. Höhenkurort, 9. Überlieferung; herkömmlicher Brauch. Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 9 – ergeben die Bezeichnung für das oberste Verwaltungsorgan der Hauptstadt der DDR.

1			A	B	E	L		
2				A	C	H		
3			D	I	A			
4			T	A	T			
5		R	A	T				
6	A	S	C	H				
7			B	A	R			
8		D	E	R	M	A		
9	R	A	D					



RÄTSELPYRAMIDE

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs (zusätzlich eines weiteren Buchstabens) zu verwenden:

1. Mündungsarm des Rheins, 2. Futterpflanze, 3. Nachkomme, 4. Schöpflöffel (Mz.), 5. Fachkraft im Gastwirtschaftsgewerbe.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 36/1977

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Amangeldy, 7. Lippe, 11. Noginsk, 12. Teil, 16. Riga, 17. Hel, 18. Ubangi, 19. Asadowski, 23. Reaktor, 27. Trupp, 28. Repertoire, 29. Ahle, 31. Ise, 32. Lore, 33. Narbe, 35. Erk, 37. Man, 40. neu, 42. Bar, 44. Jod, 46. Ahorn, 48. Stiefel, 50. Remise, 51. Ade, 52. Matterhorn, 54. Elis, 55. Eremit, 57. Eile, 58. Poe, 59. Elke, 60. Asow, 61. Beta, 62. Ida, 63. Go, 64. Irland, 68. Adresse, 70. Rur, 72. da, 73. Lee, 74. Trio, 75. Rat, 76. Ergotin, 77. adagio, 79. Wladimir, 82. Sen, 83. Perm, 85. Dei, 86. Naos, 90. Ast, 92. Eni, 93. Salami, 95. Irbit, 97. reell, 99. Omen, 101. Rabe, 102. Ill, 104. Lena, 106. Alanen, 108. Abu, 110. Ernte, 112. Nudeln, 113. Initiator, 114. Ion, 115. Sieb, 116. Aken, 117. Ede, 118. Alwin.
Senkrecht: 1. Amudarja, 2. Ata, 3. Nenner, 4. Gig, 5. Elite, 6. Drau, 7. Lid, 8. Igor, 9. Pawel, 10. Erker, 11. Nero, 12. Olein, 13. Not, 14. Kur, 16. Raps, 20. Spinne, 21. Sporen, 22. Irene, 24. Arabella, 25. Keramik, 26. Ode, 30. Lederol, 34. Brise, 36. Kamm, 37. Motte, 38. Art, 39. Stola, 41. Elbe, 43. Benno, 45. Odessa, 47. Hai, 48. Shitkow, 49. Ire, 50. Reeder, 53. Ree, 56. Ewald, 58. Partie, 60. Aida, 62. Isernia, 63. Grin, 65. Neapel, 66. Degen, 67. Atom, 68. Ara, 69. Daddi, 70. Rossi, 71. Ute, 77. Antenne, 78. Iris, 80. Lianen, 81. Mir, 84. Kama, 87. Arber, 88. Ober, 89. Tal, 90. Arles, 91. See, 93. Sol, 94. Lenin, 96. Titow, 98. Laub, 100. Laie, 101. Rute, 103. Leni, 105. Lei, 106. Ana, 107. Nie, 109. Bad, 111. Nil.
Kreuzgitter. Waagerecht: Seal (62), Stoss (64), NDPD (45), Radar (56), Atair (6), Stab (66), Leime (39), Lear (41), Arm (3), non (47), Pia (55), Inn (30), Konstanze (35), Rotor (58), Ern (18), Urnen (76), Aras (8), Arie (9), Gans (24), Effel (16), Eber (15), Nisa (44), Fase (21), Rieke (60), geo (26), Nelke (49), Apfelsine (5), Feh (23), Pan (53), Ile (28), Ost (51), Aral (12), Rioni (57), Kate (33), Samba (69), Kolas (37), Atem (11), Elain (17), Pest (54).
Senkrecht: Sosa (63), Aram (4), Lab (38), Salon (61), Trense (73), Sampan (70), Stein (68), Nil (46), Drei (14), Dorn (13), Trio (74), Anke (2), Nora (43), Azur (7), Korsika (36), Trüffel (75), Eriesee (19), Roger (59), Tanne (71), Nebel (48), Narbe (42), Sea (67), Alf (1), Sepp (65), Anne (10), Iser (31), genial (25), Osinki (52), Kast (34), Farbe (22), Ilion (29), Fama (20), Hase (27), Oase (50), Test (72), Lam (40), Kap (32).
Kreisleiste: 1. Patent, 2. Tresse, 3. Tessar, 4. Marone, 5. Ninive, 6. Sellin. — Artois.
Raten und Rechnen:

7488 : 24 = 312
— × +
1138 + 196 = 1334
6350 — 4704 = 1646

Rätselschnecke. Von außen nach innen: Sage, Brot, Bali, Laken, Netz, Rehe, Laie, Lager, Frottee, Banat, Rosa, Petra, Keim, Runen, Imre, Beleg, Raps.
Von innen nach außen: Spargel, Eber, Mine, Nurmi, Ekarté, Pas, Ort, Ana, Beet, Torf, Regal, Ei, Ale, Herz, Tenne, Kali, Lab, Tor, Begas.
Umstellrätsel: Waran, Iller, Nektar, Tango, Esel, Rest, Palme, Art, Laub, Ader, Isére, Sense. — Winterpalais.

Zur Sicherung des notwendigen Fischaufkommens für die Versorgung unserer Bevölkerung wurden unseren Hochseefischern große Aufgaben übertragen. Die Verwirklichung dieser Zielstellung ist u. a. nur möglich durch den weiteren Ausbau der Fernfischerei und den Einsatz neuer Supertrawler.

In Würdigung der großen Leistungen auf See wurden Maßnahmen festgelegt, die zu einer spürbaren Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen und zu einer besseren materiellen Stimulierung der Leistungen unserer Hochseefischer führen.

An Bord unserer Schiffe gibt es für männliche Arbeitskräfte, die das 18. Lebensjahr vollendet haben, vielseitige Einsatzmöglichkeiten im Bereich Deck/Produktion, Maschine oder Wirtschaft. Sie sind abhängig von der schulischen und bisherigen beruflichen Entwicklung.

Wir bieten:

- Zur leistungsorientierten Entlohnung wird eine Bordzulage gezahlt
- Kostenlose Verpflegung an Bord
- Bei Urlaub und Freizeit wird ein Verpflegungsgeld von 5,80 M/Tag gezahlt
- Devisenbescheinigungen in Valutamark je Einsatztag auf See
- Verbilligter Kauf von Transitware zum eigenen Verbrauch an Bord
- Fahrpreisermäßigung für die Reichsbahn bei Heimreisen zum Wohnort

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei.

Reg.-Nr. I/5a/77-32

VEB FISCHKOMBINAT ROSTOCK
251 ROSTOCK PERSONALBÜRO

Woche vom 19. 9. bis 25. 9. 1977

FERNSEH TELEVISION

★ = Farbsendung
● = Farbsendung mit Schwarzweißanteil

Redaktionsschluß: 31. 8. 1977

MONTAG
19. September

Erstes Programm

8.00 Geographie, Kl. 7
8.50 Wir sprechen Russisch
2. Sendung, Kl. 9
★ 9.15 Aktuelle Kamera
★ 9.50 Ehe man Ehefrau bleibt
Lustspiel
★ 11.05 Wollt Ihr unser Elend filmen?
★ 11.30 Fürst Igor
★ 12.45 Nachrichten
14.35 English for you
3. Sendung, Kl. 7
15.10 Jugendfilmklub
Warten wir den Montag ab
Sowj. Spielfilm (ab 9. Klasse)
17.30 Kapitän der Erde
Barbara Thalheim stellt sowjetische Gedichte vor
● 18.10 Sportreporter
18.50 Unser Sandmännchen
★ 19.00 Das Verkehrsmagazin
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Für den Filmfreund
Hut ab, wenn Du küßt!
DEFA-Lustspiel
● 21.25 Der schwarze Kanal
anschließend
★ Aktuelle Kamera
Zum Tee in Potsdam

Zweites Programm

8.00 Literatur, Kl. 8
10.05 Staatsbürgerkunde, Kl. 9
12.15 Staatsbürgerkunde, Kl. 10
12.40 Geographie, Kl. 7
18.50 Unser Sandmännchen
★ 19.00 Menschen der Südsee
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Im Stadion
★ 21.55 Van der Valk
★ 22.45 Nachrichten

DIENSTAG
20. September

Erstes Programm

7.55 English for you
3. Sendung, Kl. 7
★ 8.25 Chemie, Kl. 9
★ 8.55 Aktuelle Kamera
★ 9.30 Hut ab, wenn Du küßt!
● 10.55 Der schwarze Kanal
anschließend
★ Das Verkehrsmagazin
14.35 English for you
34. Sendung, Kl. 8
15.05 Wir sprechen Russisch
2. Sendung, Kl. 10
★ 15.30 Im Stadion
● 16.45 60 Jahre Roter Oktober
Das Jahr 1919
★ 17.25 Nachrichten
★ 17.30 Drushba-Expreß: Endstation
★ 18.10 Der Freundschaftsbund
Goethe und Schiller in Weimar
18.50 Unser Sandmännchen
★ 19.00 Hierzulande
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Die Leiden des jungen Werthers
Von J. W. Goethe
★ 21.45 Die Fernseh-Pressekonferenz
★ 22.25 Aktuelle Kamera

Zweites Programm

★ 9.00 Biologie, Kl. 10
10.05 Geschichte, Kl. 9
11.05 Staatsbürgerkunde, Kl. 10
★ 12.40 Biologie, Kl. 10
17.20 Physik, Kl. 9
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Konfliktkommission
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Studio Interdisco
★ 20.55 Der Hauptmann von Köln
DEFA-Spielfilm

MITTWOCH
21. September

Erstes Programm

7.55 English for you
34. Sendung, Kl. 8
8.25 Staatsbürgerkunde, Kl. 9
★ 8.55 Aktuelle Kamera
★ 9.30 Die Leiden des jungen Werthers
★ 11.10 Die Fernseh-Pressekonferenz
★ 11.50 Ein altes Thema mit Variationen
★ 12.10 Hierzulande
12.45 English for you
3. Sendung, Kl. 7
15.50 Nach Feierabend
★ 16.50 Unterm Birnbaum
DEFA-Spielfilm
★ 18.15 Jugendfernsehen: Dreieck
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Sie und Er und 1000 Fragen
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Müssen erst zehn Russen kommen?
Reportage
★ 20.45 Fernsehgalerie
20.50 Willi Schwabes Rumpelkammer
★ 21.50 Aktuelle Kamera
★ 22.00 Sport am Abend
★ 22.55 Nachrichten

Zweites Programm

8.00 Geographie, Kl. 7
11.05 Geographie, Kl. 7
14.00 Von Pädagogen – für Pädagogen
17.20 Zur Information für Lehrer
Heimatkunde, Kl. 4
18.50 Unser Sandmännchen
● 19.00 Der schwarze Kanal
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Stefek, der Vierzigjährige (4)
★ 20.35 Bitte vormerken!
20.50 Das Professorenkollegium tagt
★ 22.20 Nachrichten

DONNERSTAG
22. September

Erstes Programm

8.00 Wir sprechen Russisch
2. Sendung, Kl. 10
8.30 Literatur, Kl. 8
★ 8.55 Aktuelle Kamera
★ 9.30 Müssen erst zehn Russen kommen?
10.20 Willi Schwabes Rumpelkammer
★ 11.20 Sport vom Vorabend
12.15 Sie und Er und 1000 Fragen
★ 12.40 Nachrichten
12.45 English for you
34. Sendung, Kl. 8
15.50 Die Welt, in der wir leben
★ 16.15 Ein Lied für Dich
17.00 Muntere Musikanten
Stummfilmgrotesken
★ 17.25 Nachrichten
★ 17.30 Guckkastenkino
18.00 Aus erster Hand
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Elternsprechstunde
★ 19.30 Aktuelle Kamera
20.00 Prisma
★ 20.35 Internationales Schlagerfestival Dresden '77
★ 21.35 Aktuelle Kamera
★ 21.45 Unter Denkmalschutz
Bericht

Zweites Programm

9.00 Staatsbürgerkunde, Kl. 9
12.15 Geschichte, Kl. 9
★ 12.40 Biologie, Kl. 10
★ 19.00 Die Männer von Saint Malo
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Für Freunde der russischen Sprache
Die Mitte des Lebens
★ 21.30 Der Riese auf den Leninbergen
21.50 U-Boot „S-56"
★ 22.00 60 Jahre Roter Oktober (10)

FREITAG
23. September

Erstes Programm

7.55 Wir sprechen Russisch
8.25 Staatsbürgerkunde, Kl. 10
8.40 Aus erster Hand
★ 8.55 Aktuelle Kamera
9.30 Prisma
★ 10.00 Internationales Schlagerfestival Dresden '77
★ 11.00 Unter Denkmalschutz
11.30 Elternsprechstunde
★ 15.40 Echolot in der Medizin
16.05 Von Polka bis Parademarsch
★ 17.00 Das Wochenend-Mosaik
★ 17.30 Herr Tau und der lange Sonntag
★ 18.00 Zur Diskussion: Schichtarbeit nicht vorgesehen?
★ 18.40 Mini-Kino
★ 19.00 Alltag im Westen
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Kapitän Nemo (3)
★ 21.10 Kulturmagazin
★ 21.40 Aktuelle Kamera
● 21.50 Sport am Abend
★ 22.45 Mord in Wessex
Engl. Fernsehfilm

Zweites Programm

8.00 Literatur, Kl. 8
10.05 Staatsbürgerkunde, Kl. 10
11.05 Staatsbürgerkunde, Kl. 9
12.15 Geschichte, Kl. 9
12.40 Literatur, Kl. 8
★ 16.20 Chemie, Kl. 9
★ 16.50 Geographie, Kl. 7
17.15 Staatsbürgerkunde, Kl. 10
★ 17.35 Der Freundschaftsbund
★ 19.00 Das Wochenend-Mosaik
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Dokumentaristen sehen die Welt
★ 20.50 Julia und die Geister

SONNABEND
24. September

Erstes Programm

7.55 Wir sprechen Russisch
2. Sendung, Kl. 10
8.40 Aus erster Hand
★ 9.25 Aktuelle Kamera
★ 10.00 Kapitän Nemo (3)
★ 11.05 Kulturmagazin
● 11.35 Sport vom Vorabend
★ 12.30 Nachrichten
★ 12.35 Der Apfel
Filmfeuilleton
★ 12.45 Unterwegs
★ 13.15 Bei Prof. Flimmrich
★ 14.45 Nachrichten
★ 14.55 Fußball-WM-Qualifikation Österreich–DDR
Direktübertragung
★ 16.50 Nachrichten
★ 17.00 Musik und Snacks vorm Hafen
● 18.00 Sport aktuell
★ 18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Floris – der Mann mit dem Schwert
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Thüringer Bauernmarkt
★ 21.35 Aktuelle Kamera
21.45 Geliebter Spinner
Engl. Spielfilm
★ 23.20 Schlagergrüße von Anna Jantar
★ 23.40 Nachrichten

Zweites Programm

★ 16.05 Mir geht es gut
★ 16.55 Tiergeschichten
17.25 Kosmetik zu Hause
★ 17.50 Neues von Daniel Boone (3)
★ 18.50 Unser Sandmännchen
★ 19.00 Auf der Suche nach Krill
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Die gelehrten Frauen
Komödie
★ 21.40 Ludwig van Beethoven
22.15 Blauer Dunst
Spätpodium

SONNTAG
25. September

Erstes Programm

★ 9.25 Aktuelle Kamera
10.00 Mach mit – mach's nach – mach's besser
★ 11.00 Da liegt Musike drin
★ 12.40 Rings um die Warschauer Nike
★ 13.00 Nachrichten der AK
★ 13.10 Alltag im Westen
★ 13.35 Von Sonntag zu Sonntag
★ 14.05 Weidmanns Heil!
14.35 Die Sternstunde des Konstantin E. Ziolkowski
Fernsehspiel
15.30 Tri – tra – trick
★ 16.00 Der Wunschbriefkasten
★ 17.00 Nachrichten
● 17.15 Sport aktuell
18.45 Die Glückszahlen
★ 18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Tele-Lotto
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Das Herz der Dinge
Film des DDR-F
★ 21.20 Hanoi – von Sonnabend bis Sonntag
★ 21.55 Die Stunde zwischen Hund und Wolf
Poesie und Chansons
★ 22.40 Nachrichten

Zweites Programm

Für Freunde der russischen Sprache
(16.30–18.40 Uhr)
★ 16.40 Das Familienfest
★ 18.00 Raduga
★ 18.50 Unser Sandmännchen
★ 19.00 Von Sonntag zu Sonntag
★ 19.30 Aktuelle Kamera
★ 20.00 Die Unsterblichen
Abenteuerfilm
★ 21.50 Schritte in die Zukunft
Dokumentarfilm

Für Freunde der russischen Sprache

(II. Programm des Fernsehens der DDR)

DONNERSTAG, 22. SEPTEMBER: Um 20.00 Uhr läuft der sowjetische Fernsehfilm „Die Mitte des Lebens". Als Grundlage diente Grigori Bokarews Theaterstück „Die Prüfung'. Der Film macht den Lebensrhythmus eines großen Werkes anschaulich und die Verantwortung der Arbeiter bei der Lösung wissenschaftlich-technischer Probleme. Eindrücke eines Besuches in der Moskauer Lomonossow-Universität vermittelt die Sendung „Der Riese auf den Leninbergen" um 21.30 Uhr. Um 21.50 Uhr schließt sich das Armeemagazin „U-Boot ‚S-56'" an. (Alle Sendungen mit Untertiteln.) Die 10. Folge der Reihe „60 Jahre Roter Oktober" beendet um 22.00 Uhr das Programm.

SONNTAG, 25. SEPTEMBER: Die sowjetische Wochenschau „Neues vom Tage" beginnt um 16.30 Uhr. Um 16.40 Uhr erzählt der sowjetische Spielfilm „Das Familienfest" (mit Untertiteln) die Geschichte eines Mannes. Pjotr Sawitschew hat ein schweres, arbeitsreiches Leben hinter sich. Als er erfährt, daß er unheilbar krank ist, ruft er seine Kinder noch einmal zu sich. Er macht sich Sorgen um ihre Zukunft. Um 18.00 Uhr gibt es die 5. Folge des unterhaltsamen Ratespiels „Raduga", die im Zeichen des Roten Oktober steht.

REDAKTIONSKOLLEGIUM:
Joachim Umann — Chefredakteur
Inge Albrecht — Stellvertr. Chefredakteure
Günter Bonow, Georg Walter, Heinz Bartel, Hans Frosch, Wolfgang Scheel — Red.-Sekretär Wissenschaft, Chefreporter Politik und Wirtschaft

★
Jürgen Geitner — Kultur
Gisela Reller — Leserprobleme
Barbara Karadshow — Reportage
Hermann Hupperz — Auslandsverbindungen
Volkmar Billeb — Bild
Horst Wustrau — Gestaltung
Ina Stritzke — Nachrichtenmagazin
Dr. Paul Wurche — Moskauer Büro
Elisabeth Klutschewskaja — Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Herausgeber: Berliner Verlag

Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Redaktion: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94
Fernschreibsammelnummer: 011 48 54
Telefon über: 24 40

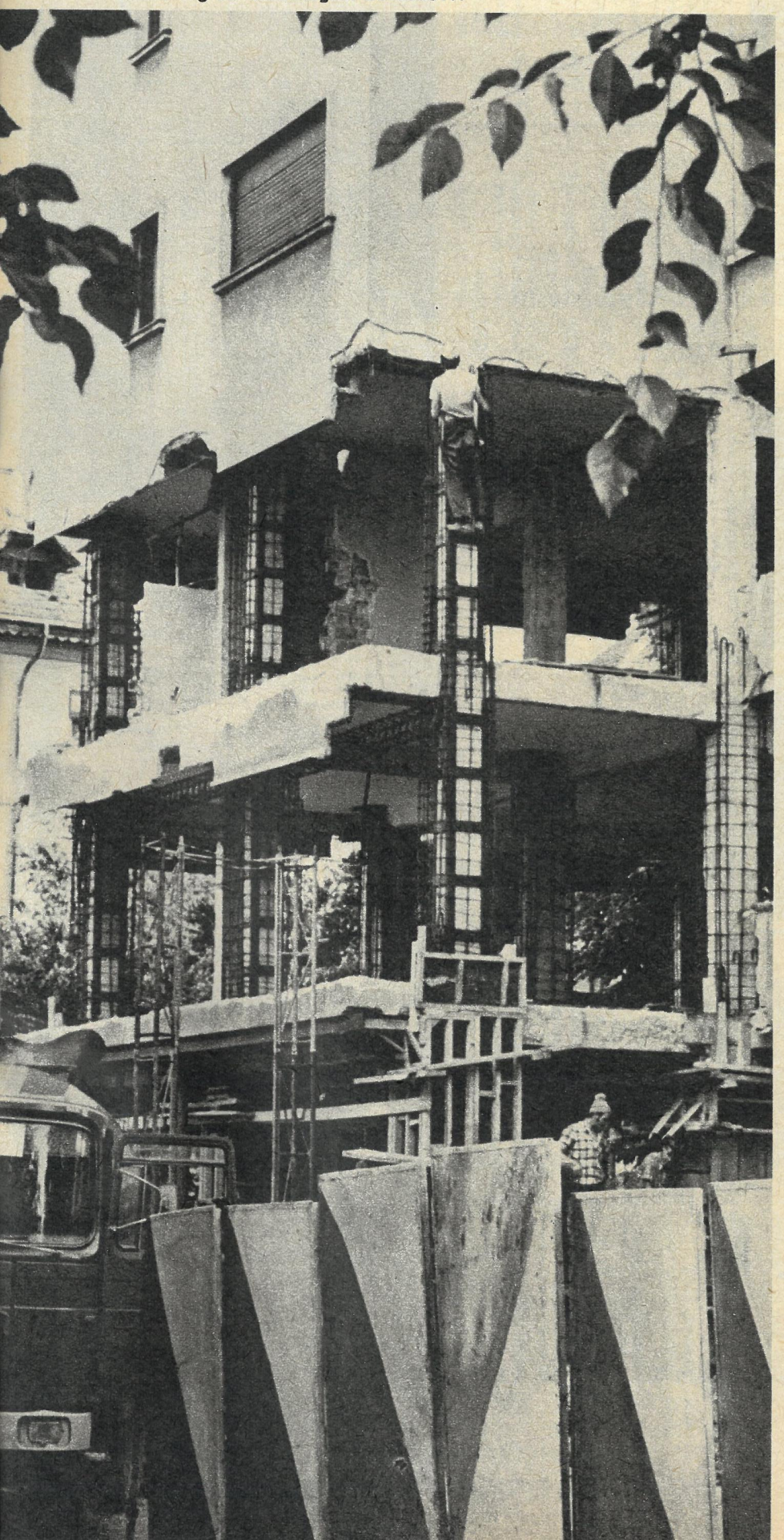
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.
Lizenz: Veröffentlicht unter Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei
Artikel-Nummer (EDV): 500405
Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Str. 28—31, PSF 29
Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und deren Zweigstellen in den Bezirken der DDR
(Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976)

Redaktionsschluß für dieses Heft: 2. 9. 1977

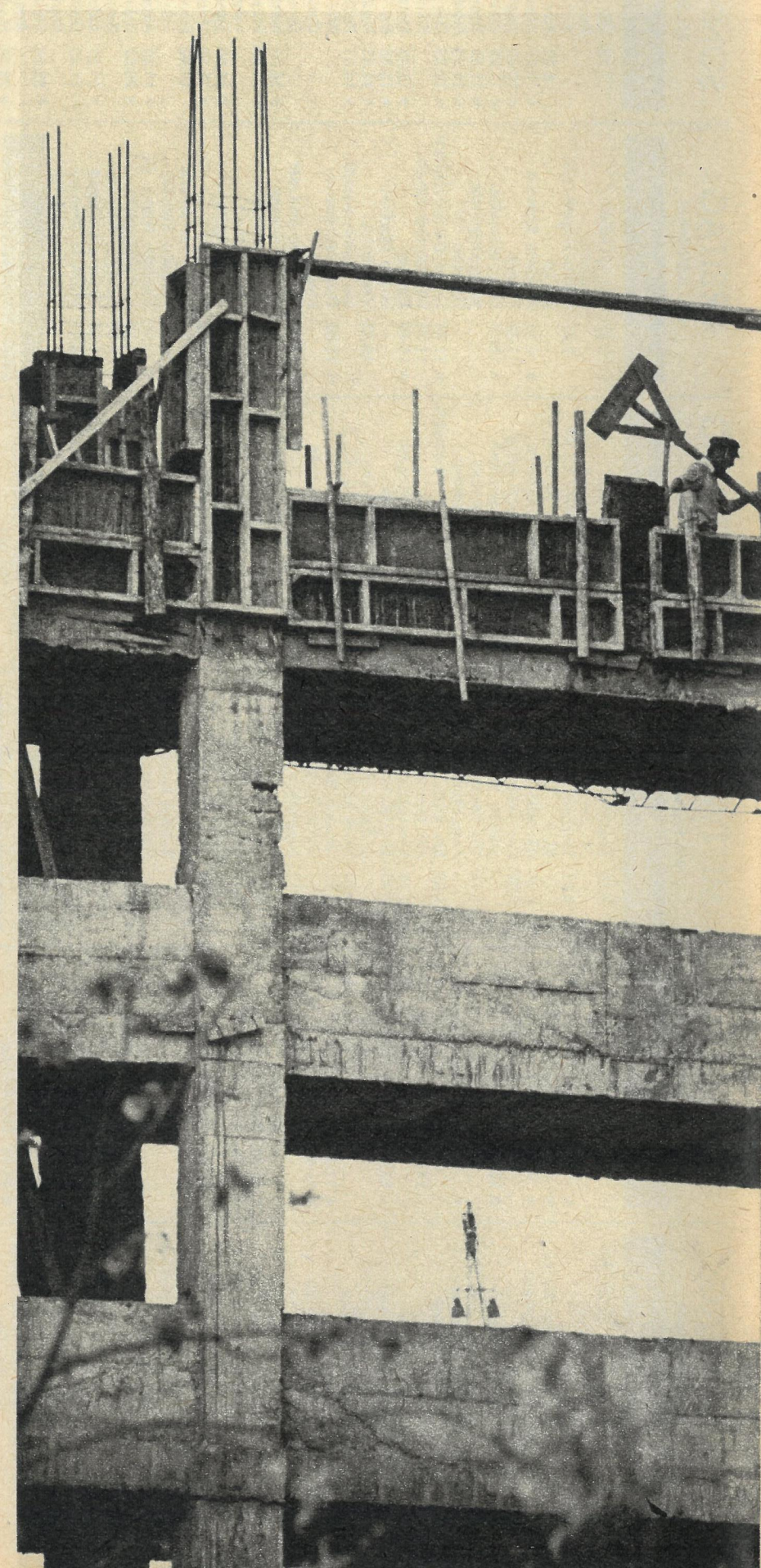
150 Tage nach der Katastrophe

Die Zeit heilt Wunden. Ein tröstendes, aber auch ein vieldeutiges Wort. Wieviel Zeit. Welche Wunden? 74 Sekunden bebte in Rumänien die Erde. In nicht 100 von 86 400 Sekunden des 4. März 1977 kamen 1570 Menschen ums Leben. Unheilbare Wunden. Was vermochte seitdem die Zeit zu heilen? 150 Tage nach der Katastrophe waren Tatjana Wolf (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos) in Bukarest.

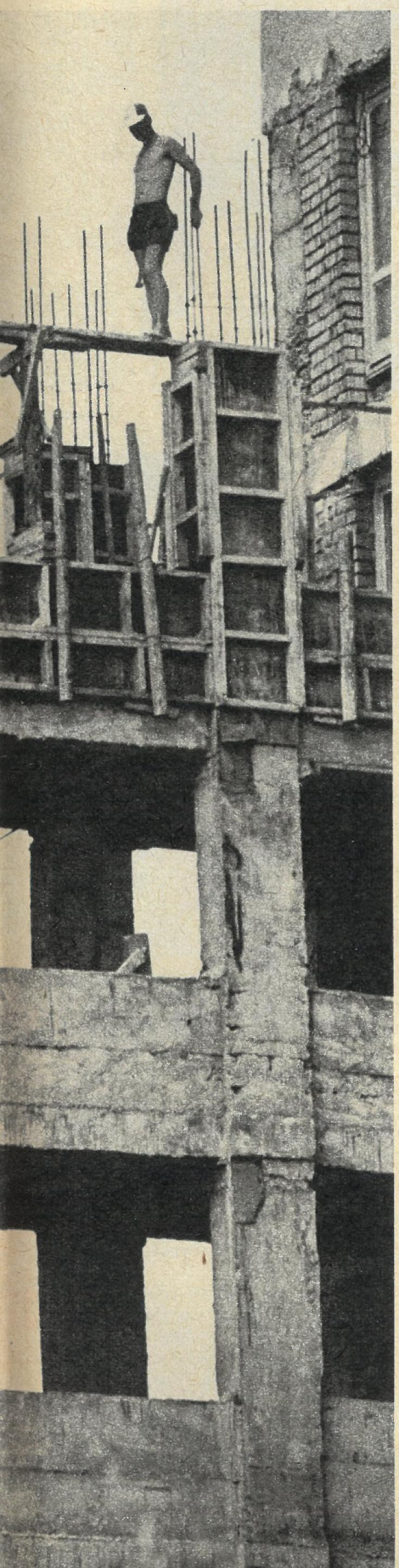
Sanierung der beschädigten Gebäude...



...und erdbebensicheres Bauen



Chefarchitekt Gheorghe Nadrag



Traditioneller Gemüsemarkt im neuen Wohngebiet

„Am Boulevard Ballescu steigen Männer in einen Förderkorb, seilen sich an, verstauen Schweißgeräte, Hämmer, vielleicht einen Meter hohe Zangen, geben Zeichen. Der Kranarm, etwa 30 Meter über ihnen, soll sie nach oben schwenken. Zum Enttrümmern. Wir tapsen durch Schlammpfützen, staken über Stahlseile, drängen uns durch die Helfer und kommen in die beängstigende Nähe der heranfahrenden LKWs, die bereits ihre Scheinwerfer aufgeblendet haben. Und vor uns bückt sich ein Mann und fischt leere Pappbecher und Papier auf. Wirft es noch auf den Wagen. Das Leben geht weiter . . ."

So schilderten FW-Reporter, die kurz nach dem Beben in der rumänischen Hauptstadt waren, ihre Eindrücke.

Heute, 150 Tage danach, sind wir wieder auf diesem Boulevard.

Nicht zu übersehen, daß unser Hotel nur noch die Hälfte von dem ist, was es vor der Erderschütterung war, nicht zu übersehen die Lücken, die von der Naturgewalt in das enge Spalier der Häuser gerissen wurden. Und doch fällt uns dabei nichts Außergewöhnliches ins Auge. Wir empfinden das Nichtintakte im Stadtbild – Ruinen und Schuttberge sahen wir kaum noch – als gewöhnliche Baustellen. Ein neues Haus muß her, also mußte ein altes weg.

Natürlich ein verdrehter Eindruck. Es ist aber auch schwer, bei diesem bunten Gewimmel der Menschen auf dem Boulevard sich hineinzudenken in die Stunden des Kampfes gegen das Unglück. An einem Sommerabend noch dazu, an einem lauen noch dazu. Zwischen letztem Sonnen- und erstem Lampenlicht kann man in einem der vielen Straßencafés gelassen zum „heiteren Teil des Tages" übergehen. Und das tun die Leute in Bukarest ausgiebig. Es gibt hier viele solcher Cafés, die es bei uns zuwenig gibt. Das Leben, das fröhliche, pulsiert auf dem Boulevard Ballescu.

Fortsetzung Seite 38

150 Tage nach der Katastrophe

Aus der Not die Tugend bauen

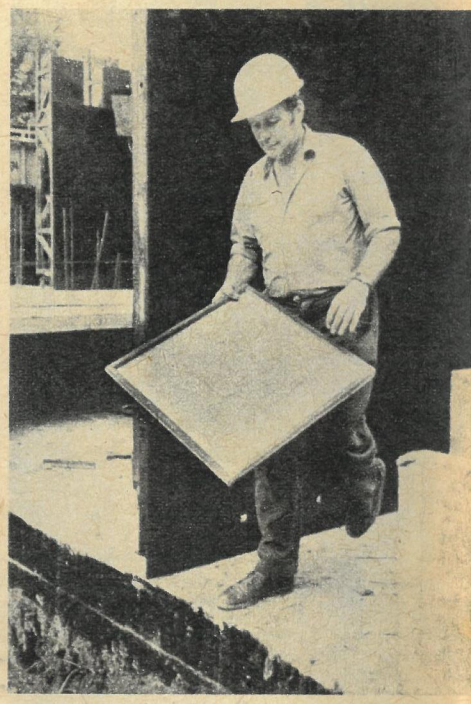
Natürlich wissen wir, daß wir es uns nicht so einfach machen und städtische Turbulenz als untrügliches Zeichen dafür nehmen können, daß nun alle Probleme gelöst wären. 32 900 Bukarester hatten nach dem Beben kein Zuhause mehr, ihre Wohnungen waren restlos zerstört. Gegen so etwas kommen die größten Helden in 150 Tagen nicht an. Bis jetzt wurden mehr als 5000 beschädigte Häuser wieder bewohnbar gemacht. Bis zum Jahresende sollen insgesamt 40 000 Neubauwohnungen übergeben worden sein. Das ist eine großartige Leistung, die mit Zahlen allein nicht beschrieben ist.

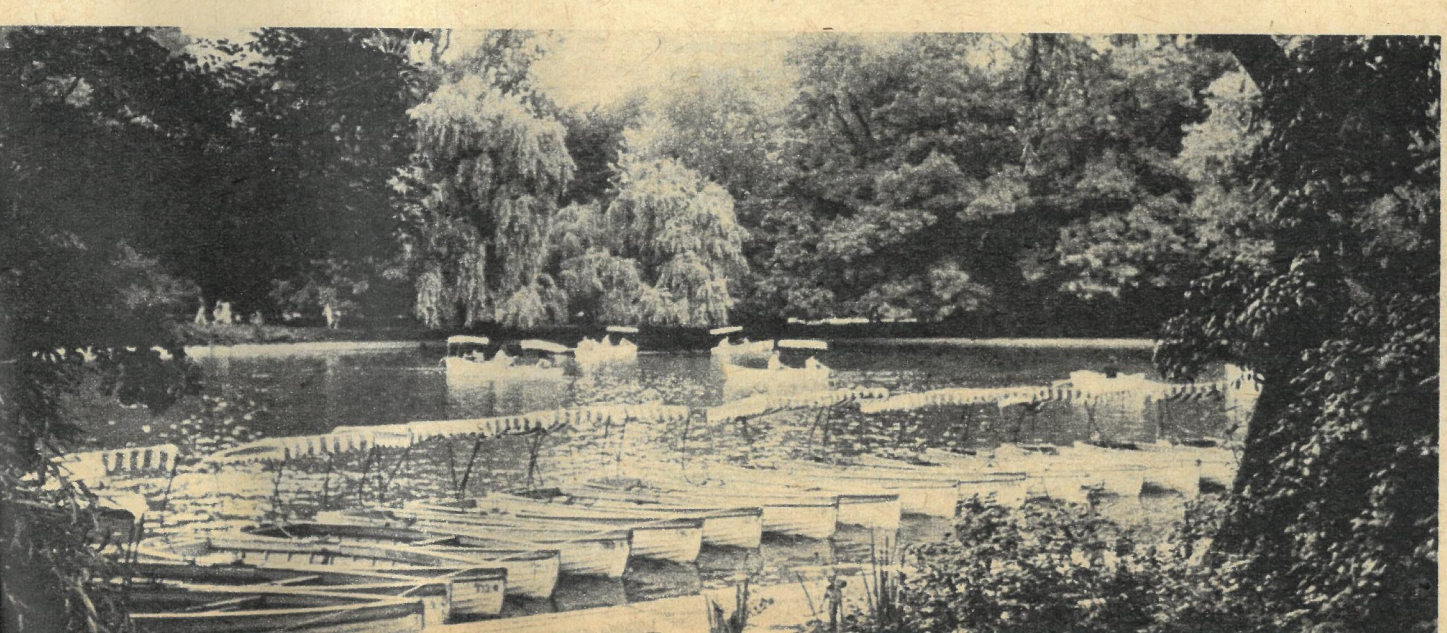
Die Zahlen nämlich sagen noch nichts über das Wie des Bauens. Man möchte zunächst meinen, angesichts der Situation macht man es sich einfach und stellt praktisches Erfordernis vor architektonische Vielfalt. Aber das ist ein Irrtum. Für alle Häuserlücken in der Innenstadt wurden Projekte erarbeitet, die gründlich erwogen wurden. Nichts wurde leichtfertig genehmigt, es gab oft harten Meinungsstreit um die beste Lösung. Der Mann, der uns dies an seiner Arbeit erläutert, ist Gheorghe Nadrag, Chefarchitekt am Institut Proiect Bucuresti. Den Industriebau ausgenommen, liefert dieses Institut Entwürfe und Berechnungen für das gesamte Bauwesen Bukarests.

Bereits bis Mitte des Jahres, also in etwa 100 Tagen, wurde auf die Reißbretter gezeichnet, was für neue Gebäude errichtet werden sollen. Dabei ist in jedem Falle, so versichert der Chefarchitekt, eine Variante gefunden worden, die nicht nur Altes ersetzt, sondern zur Verschönerung der Stadt beiträgt. So wird aus der Not eine Tugend gemacht, indem der Wiederaufbau zum Bestandteil der geplanten Sanierung und Neugestaltung des hauptstädtischen Zentrums gemacht wurde. Das betrifft sowohl die Harmonie der Häuserensembles als auch beispielsweise die Einrichtung von Läden und Passagen, die den Boulevard noch lebendiger gestalten werden.

Erdbebensicherer bauen

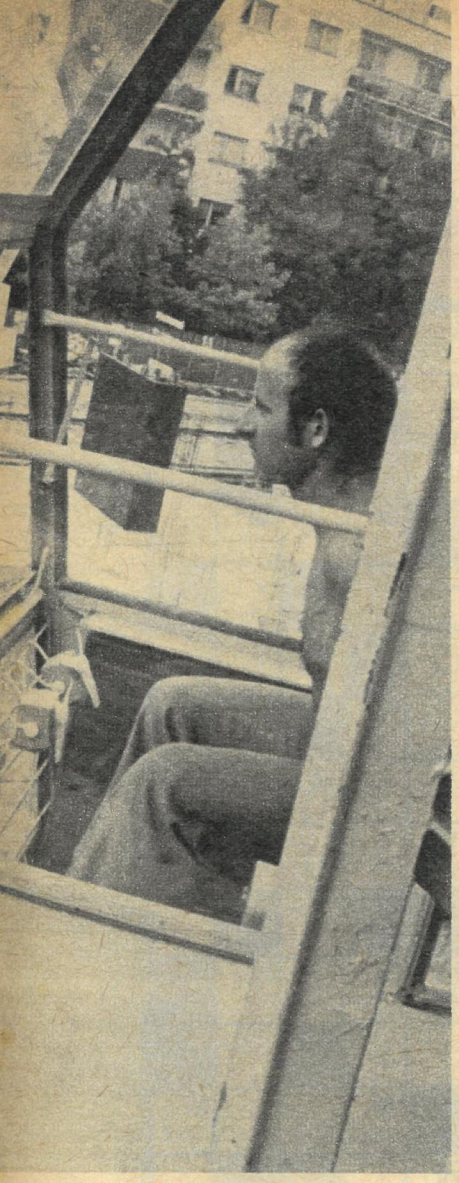
Wenn die Frage nach dem völlig erdbebensicheren Bauen uns auch nicht mit einem eindeutigen Ja beantwortet wurde, so erfuhren wir doch von ganz beachtlichen Unterschieden im Bauen, davon, wie die oder jene Bautechnik in der Lage ist, geschüttelt und gerüttelt zu werden, ohne einzufallen. So gab es die stärksten Zerstörungen an den Häusern, die aus den zwanziger





und dreißiger Jahren stammen. Die seit den sechziger Jahren gebauten Neubauviertel sind dagegen recht unbeschadet davongekommen. Auf die Frage nach der Rezeptur für erdbebensicheres Bauen antwortet unser Gesprächspartner Gheorghe Nadrag: material- und arbeitsintensiver und damit zugleich teurer.

Damit ist das Problem allerdings nur global angedeutet. Zum Beispiel muß man damit fertig werden, daß jeder Werkstoff zerbirst, wird er einer ganz bestimmten kritischen Frequenz und dies zu lange ausgesetzt. So wirken Erdbeben nicht nur nach ihrer Intensität, sondern auch mit einer bestimmten Rhythmik. Die Mittelwerte der Fre-



quenz der Schwingungen der Erschütterungen liegen dabei um eine Zehntelsekunde. Bei dem rumänischen Beben lag sie extrem lang bei einer bis eineinhalb Sekunden.

Diese wirkte sich, so erläuterte uns der Chefarchitekt, wie das Rollen eines Schiffes bei starkem Seegang aus. Der Boden schwankte, daß die Füße den Halt verloren. Diese langen Schwingungen waren im Verhältnis zu den kurzen noch günstig, da es nicht zu jener kritischen Frequenz kam. Man kann jedoch nicht damit rechnen, daß dies bei einem möglichen nächsten Beben ebenso sein wird. Es gibt keine absolut verläßlichen Aussagen über die Spezifik der Erderschütterungen.

Um sich auf die verschiedensten Spielarten der Naturgewalt einzustellen, geben die Bauleute in Bukarest der gemischten Bauweise den Vorzug. So wird eine viel größere Elastizität erreicht. Früher wurden zwischen die Betonelemente Ziegel vermauert. Heute, so erklärt uns der Chefarchitekt, werden in immer größerem Maße industriell vorgefertigte Teile aus leichteren Materialien verwandt. Dazu gehören beispielsweise Gasbetonblöcke, denen durch Stahlnetze ein festerer Halt gegeben wird. Die leichteren Bauteile – so Treppen und nichttragende Wände – werden in ein „Betonskelett" eingefügt. Neben dieser Skelettbauweise gibt es noch viele „kleine Tricks", wie man erdbebensicherer baut. So hat es sich bewährt, die Balkone von 2 auf 1,3 Meter zu verkleinern. Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, wird klar, daß die rumänischen Bautechnologien komplizierter sein müssen als in unserem erdbebensicheren Land. Auch daran sollten die Leistungen der rumänischen Bauarbeiter gemessen werden. 150 000 neue Wohnungen sollen in diesem Planjahrfünft in Bukarest gebaut werden, damit sich das wichtigste Wirtschaftszentrum des Landes weiter entwickeln kann. (25 Prozent der Industrieproduktion Rumäniens entfallen heute auf die Hauptstadt.)

Das Vorhaben, die Metropole größer und schöner zu gestalten, konnte also nicht von einem Erdbeben erschüttert werden. Sollten ursprünglich 35 000 Wohnungen in diesem Jahr fertiggestellt werden, wurden nach dem Beben zusätzlich 5000 in das Wohnungsbauprogramm aufgenommen. Und das, obgleich 2000 Gebäude (vollständig!) saniert werden müssen.

Philosophisch bauen

Sicher hat jeder Berufsstand seine eigene Philosophie. Gheorghe Nadrag aber formuliert seine nicht eng und sehr poesievoll. Er wolle, so sagt er, den Menschen auf der Suche nach Glück eine dafür notwendige Voraussetzung schaffen. Ein Wort, daß er technisch zweiseitig interpretiert: Einmal geht es ihm um größere und komfortablere Wohnungen, zum anderen um die Gesichter der Häuser. Großzügige Wohnungen sollen nicht hinter bedrückend wirkenden Fassaden liegen, Inneres und Äußeres muß miteinander korrespondieren. Für dieses Anliegen hat er die Maßstäbe „Harmonie" und „Originalität". Keine leichte Aufgabe, weiß der Chefarchitekt, in einer Großstadt, in der mit jedem Hektar Baugrund sorgfältig umgegangen werden muß, weil die Grenzen der Stadt festliegen, nicht uferlos ausgedehnt werden können.

Es ist heute ein besonderes Anliegen der Parteiführung, der Monotonie den Kampf anzusagen, sagt Gheorghe Nadrag. Das gelang uns beispielsweise mit der Gestaltung von Balkonen, die den traditionellen Tschardaks, den Balkonen alter Häuser, nachempfunden wurden. Für eine größere Vielgestaltigkeit soll auch die erdbebensichere, schon beschriebene Skelettbauweise genutzt werden. So wird es auch in den Neubauvierteln Gemüsemarkt, Läden, Terrassen, Straßencafés und Turbulenz geben – wie auf dem Boulevard Ballescu.

Das Leben in Bukarest geht nicht nur weiter, es wird schöner . . .

Im nächsten Heft:

Droht Leningrad das Schicksal Venedigs?

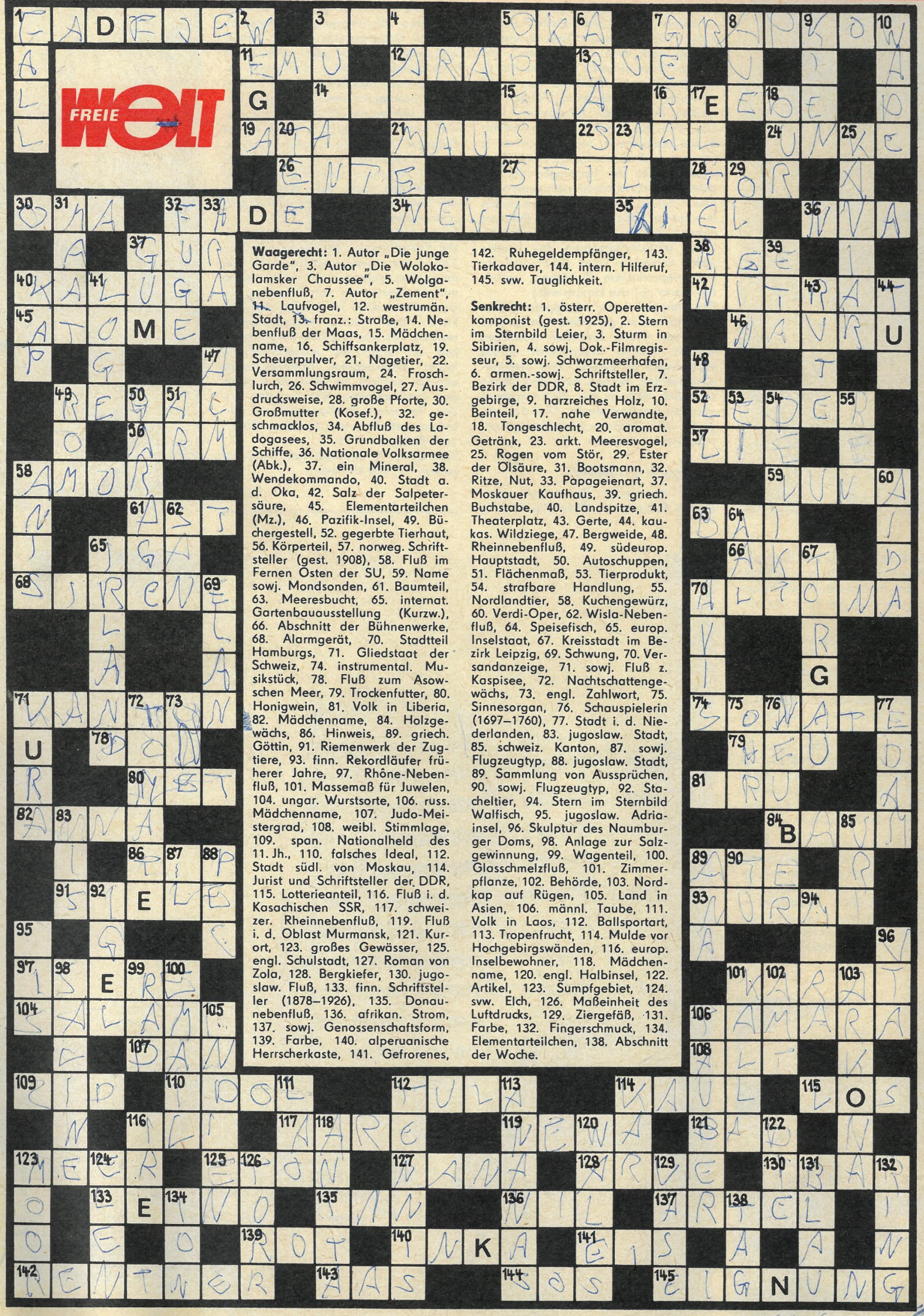
Lesen Sie dazu unser neues „Interview im Leserauftrag"

Exklusiv: Neues Saporoshez-Modell

FW-mobile stellt den SAS 968-M vor

Änderungen aus aktuellem Anlaß vorbehalten

31 737



Waagerecht: 1. Autor „Die junge Garde", 3. Autor „Die Wolokolamsker Chaussee", 5. Wolganebenfluß, 7. Autor „Zement", 11. Laufvogel, 12. westrumän. Stadt, 13. franz.: Straße, 14. Nebenfluß der Maas, 15. Mädchenname, 16. Schiffsankerplatz, 19. Scheuerpulver, 21. Nagetier, 22. Versammlungsraum, 24. Froschlurch, 26. Schwimmvogel, 27. Ausdrucksweise, 28. große Pforte, 30. Großmutter (Kosef.), 32. geschmacklos, 34. Abfluß des Ladogasees, 35. Grundbalken der Schiffe, 36. Nationale Volksarmee (Abk.), 37. ein Mineral, 38. Wendekommando, 40. Stadt a. d. Oka, 42. Salz der Salpetersäure, 45. Elementarteilchen (Mz.), 46. Pazifik-Insel, 49. Büchergestell, 52. gegerbte Tierhaut, 56. Körperteil, 57. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 58. Fluß im Fernen Osten der SU, 59. Name sowj. Mondsonden, 61. Baumteil, 63. Meeresbucht, 65. internat. Gartenbauausstellung (Kurzw.), 66. Abschnitt der Bühnenwerke, 68. Alarmgerät, 70. Stadtteil Hamburgs, 71. Gliedstaat der Schweiz, 74. instrumental. Musikstück, 78. Fluß zum Asowschen Meer, 79. Trockenfutter, 80. Honigwein, 81. Volk in Liberia, 82. Mädchenname, 84. Holzgewächs, 86. Hinweis, 89. griech. Göttin, 91. Riemenwerk der Zugtiere, 93. finn. Rekordläufer früherer Jahre, 97. Rhône-Nebenfluß, 101. Massemaß für Juwelen, 104. ungar. Wurstsorte, 106. russ. Mädchenname, 107. Judo-Meistergrad, 108. weibl. Stimmlage, 109. span. Nationalheld des 11. Jh., 110. falsches Ideal, 112. Stadt südl. von Moskau, 114. Jurist und Schriftsteller der DDR, 115. Lotterieanteil, 116. Fluß i. d. Kasachischen SSR, 117. schweizer. Rheinnebenfluß, 119. Fluß i. d. Oblast Murmansk, 121. Kurort, 123. großes Gewässer, 125. engl. Schulstadt, 127. Roman von Zola, 128. Bergkiefer, 130. jugoslaw. Fluß, 133. finn. Schriftsteller (1878–1926), 135. Donaunebenfluß, 136. afrikan. Strom, 137. sowj. Genossenschaftsform, 139. Farbe, 140. alperuanische Herrscherkaste, 141. Gefrorenes, 142. Ruhegeldempfänger, 143. Tierkadaver, 144. intern. Hilferuf, 145. svw. Tauglichkeit.

Senkrecht: 1. österr. Operettenkomponist (gest. 1925), 2. Stern im Sternbild Leier, 3. Sturm in Sibirien, 4. sowj. Dok.-Filmregisseur, 5. sowj. Schwarzmeerhafen, 6. armen.-sowj. Schriftsteller, 7. Bezirk der DDR, 8. Stadt im Erzgebirge, 9. harzreiches Holz, 10. Beinteil, 17. nahe Verwandte, 18. Tongeschlecht, 20. aromat. Getränk, 23. arkt. Meeresvogel, 25. Rogen vom Stör, 29. Ester der Ölsäure, 31. Bootsmann, 32. Ritze, Nut, 33. Papageienart, 37. Moskauer Kaufhaus, 39. griech. Buchstabe, 40. Landspitze, 41. Theaterplatz, 43. Gerte, 44. kaukas. Wildziege, 47. Bergweide, 48. Rheinnebenfluß, 49. südeurop. Hauptstadt, 50. Autoschuppen, 51. Flächenmaß, 53. Tierprodukt, 54. strafbare Handlung, 55. Nordlandtier, 58. Kuchengewürz, 60. Verdi-Oper, 62. Wisla-Nebenfluß, 64. Speisefisch, 65. europ. Inselstaat, 67. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 69. Schwung, 70. Versandanzeige, 71. sowj. Fluß z. Kaspisee, 72. Nachtschattengewächs, 73. engl. Zahlwort, 75. Sinnesorgan, 76. Schauspielerin (1697–1760), 77. Stadt i. d. Niederlanden, 83. jugoslaw. Stadt, 85. schweiz. Kanton, 87. sowj. Flugzeugtyp, 88. jugoslaw. Stadt, 89. Sammlung von Aussprüchen, 90. sowj. Flugzeugtyp, 92. Stacheltier, 94. Stern im Sternbild Walfisch, 95. jugoslaw. Adriainsel, 96. Skulptur des Naumburger Doms, 98. Anlage zur Salzgewinnung, 99. Wagenteil, 100. Glasschmelzfluß, 101. Zimmerpflanze, 102. Behörde, 103. Nordkap auf Rügen, 105. Land in Asien, 106. männl. Taube, 111. Volk in Laos, 112. Ballsportart, 113. Tropenfrucht, 114. Mulde vor Hochgebirgswänden, 116. europ. Inselbewohner, 118. Mädchenname, 120. engl. Halbinsel, 122. Artikel, 123. Sumpfgebiet, 124. svw. Elch, 126. Maßeinheit des Luftdrucks, 129. Ziergefäß, 131. Farbe, 132. Fingerschmuck, 134. Elementarteilchen, 138. Abschnitt der Woche.

GIESOW